

Noack





Die

Bedeutung des Urchristenthums

und

sein Verhältniß

zum

Christenthum der Gegenwart.

Ein Beitrag

zur religiösen Selbstverständigung der Gegenwart.

Mit einem Vorwort

von

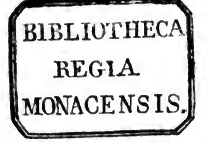
Dr. Ludwig Noack.

Darmstadt,

Druck und Verlag von C. W. Leske.

1846.

„Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist
des Herrn ist, da ist Freiheit."
2 Corinth. 3, 17.



Vorwort.

Wohl bedarf es keines besonderen prophetischen Blicks, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß wir gegenwärtig in einem geistigen Gährungsprozesse begriffen sind, aus welchem sich eine neue religiöse Gestaltung herauszuringen strebt. Von verschiedenen Standpunkten aus bewegen sich die geistigen Regungen der Gegenwart um große religiöse Interessen. Es handelt sich nicht um den Sieg einer besonderen religiösen Richtung, etwa des Rationalismus oder des Supranaturalismus, des Auktoritätsglaubens oder der Gefühlsreligion, nicht um Katholicismus oder Protestantismus oder um Deutschkatholicismus und Neuprotestantismus; in letzter und höchster Beziehung handelt es sich in der Gegenwart und nächsten Zukunft vielmehr um Höheres und Größeres, als dergleichen Besonderinteressen sind, welche nur soweit eine allgemeine, welthistorische Bedeutung erlangen werden, als sie den Einen großen Gedanken des Jahrhunderts sich zum Bewußtsein gebracht haben und die lebensvolle, allein zukunftkräftige Idee der Freiheit des Geistes mit selbstbewußter Energie zu ihrem eignen Pathos machen. Diese Idee ist aber nichts weniger als eine hohle Phrase und gehaltlose Floskel, die einer Rotte von charakter- und gemüthlosen Schwarmgeistern zur

Parole diente; sie hat vielmehr das Höchste und Tiefste zu ihrem stubstantiellen Inhalt, sie ist mit dem Heiligsten, was die Menschheit besitzt, ihrer Religion und sittlichen Würde, eins und dasselbe. Die Allgegenwart des Ewigen in der sittlichen Menschenwelt, der Menschheit göttlicher Geist ist die unverwüstliche Kraft jener Freiheit, die der Grundgedanke des Christenthums ist.

Ein unbefangener Blick in die religiösen und kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart zeigt zur Genüge, daß die von der freien philosophischen Bewegung der Gegenwart, sei es aus Eigensinn oder aus Unverstand, sich abschließende Kirche bisher gänzlich unvermögend gewesen ist, aus dem Dogmatismus religiöser Vorstellungen und Meinungen die Religion selbst zu einer neuen, lebenskräftigen Form wiederzugebähren. Und doch wird eine solche freie Regeneration immer dringender gefordert in einer Zeit, wo auf der einen Seite die hektische Gereiztheit und der zelotische Fanatismus einer innerlich ohnmächtigen Orthodoxie und andrerseits der irreligiöse Radicalismus unserer socialistischen Sensenmänner und modernen Culturpolitiker, welche die Emancipation von aller und jeder Religion als die Krone der menschlichen Selbstbefreiung verkündigen und jeden Funken von religiösem Leben an den Moloch ihrer vermeintlichen menschlichen Emancipation hinopfern, sich auf das schroffeste gegenüberstehen. Unter solchen Umständen ist die Frage nach dem wesentlichen und ewigen Kern des Christenthums zur eigentlichen Lebensfrage der Zeit geworden. Um aber das Christenthum der Gegenwart zu begreifen und die ewige Religion des Geistes in ihrer Reinheit und Idealität zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen, hat die Wissenschaft auf die Vergangenheit des Christenthums, auf seine Entstehung zurückzugehen; nur aus der allseitig entscheidenden Kritik seiner bisherigen Erscheinungsformen läßt sich der wahrhaft positive, ideale Gehalt desselben mit Sicherheit und Evidenz herausstellen. Das positive Christenthum ist, weit entfernt, durch die kritischen Bestrebungen der Gegenwart gefährdet zu sein, gerade auf dem Wege, in seiner ewigen Wahrheit und Idealität erst recht erkannt zu werden. Nicht auf Seiten der capricirten Orthodoxie, die das Christenthum für sich allein gepachtet zu haben meint,

ist der wahrhaft positive und conservative Standpunkt, sondern auf der Seite des Fortschritts von den endlichen und unangemessenen Formen zur lebendigen Idee desselben. Nur auf dem Wege der Negation läßt sich die höchste, absolute Positivität gewinnen.

Es ist wirklich eine erstaunliche Naivetät, mit welcher gegenwärtig noch weit die meisten unserer protestantischen Theologen und Geistlichen sich fortwährend zu den positiven Resultaten der bisherigen biblischen und dogmatischen Kritik verhalten und, ohne über sich selbst zu erröthen, immerfort beweisen, daß sie Nichts gelernt und Nichts vergessen haben. Diese guten Leute machen sich beständig die Täuschung vor, die Kritik sei so sehr bloß verneinender Natur, daß die Resultate derselben wenigstens noch vorm Volke sorgfältig geheim gehalten werden müßten, wenn nicht das ganze historische Christenthum und alles Positive in der Religion die größte Gefahr laufen solle. Guter Gott! wie positiv ist doch seit Kurzem die Neutestamentliche Kritik geworden und wie rückt die Wissenschaft immer näher ihrem Ziele, das wahrhaft Historische des Christenthums aus dem chaotischen Material der ältesten Kirchengeschichte immer reiner auszuscheiden! Ist nicht die Kritik der Neutestamentlichen Schriften gerade jetzt auf dem besten Wege, den einzelnen Bestandtheilen des Kanon ihre bestimmte historische Stelle in der Entwicklungsgeschichte des Christenthums der beiden ersten Jahrhunderte anzuweisen? Freilich gerade solche positive Resultate, gerade das Neue, welches an die Stelle des bisher für positiv Gehaltenen tritt, ist allzu gehalt- und consequenzreich, allzu positiv und gewichtig, und darum können's schwache Nerven nicht vertragen. Was aber die Kritik negirt, ist immer nur das Vergangene und Abgelebte, das Starre und Todte, welchem die vorwärtsschreitende Geschichte unerbittlich den Scheidebrief ertheilen muß; und dieser objectiven Gerechtigkeit der Geschichte gegenüber ist das Verdienst der Kritik eben nur das, daß sie den Muth hat, mit der Vergangenheit abzuschließen, daß sie es verschmäht, an deren morschen Krücken siech sich hinzuschleppen. Ganz außerordentlich positiv ist die Kritik, liebe Leute! Und nicht ihre Negation ist's eigentlich, vor

der Ihr zurückbebt, sondern gerade von ihrer Positivität wollt Ihr Nichts wissen; was Ihr verwerft ist aber eine viel höhere Positivität, als die vermeintliche, für deren Erhaltung Ihr in die Schranken tretet. Ihr wollt das historische, das positive Christenthum? Gut, auch wir wollen ebendasselbe, den ächten, gegenwärtigen Gehalt, den absoluten positiven Kern des Christenthums, und was wir verschmähen, das ist nur das imaginäre Christenthum, was Ihr das historische zu nennen beliebt, ohne einzusehen, daß es mit einem solchen Historischen schlecht bestellt ist, welches der wissenschaftliche Ernst der geschichtlichen Kritik aufzulösen vermag. Eine illusorische Positivität ist es, für die Ihr Euch in hektischer Gereiztheit vergebens, ja vergebens! heiser schreit, denn wider die Wahrheit vermögt Ihr nun einmal doch Nichts!

Der wahrhaft historische Christus ist unstreitig das Ziel der christlichen Religionswissenschaft unserer Tage. Wie aber als das wahrhaft historische Christenthum weder das Urchristenthum, noch auch das zu Kloster Bergen oder zu Trient als Christenthum Festgesetzte gelten kann, sondern nur das im Herzen der Gegenwart wirklich lebendige Christenthum; so ist auch der wahrhaft historische Christus am allerwenigsten die in den ältesten Urkunden der Entwicklungsgeschichte des Christenthums, dem Neutestamentlichen Kanon, ausgeprägte Gestalt der Persönlichkeit Christi, sondern vielmehr die viel höhere Persönlichkeit des in der Gegenwart seiner Gemeinde lebendigen Christus. Dieser letztere allein, der wahrhaft Auferstandene und in der Kirche fortlebende, zu immer höherer Verklärung und göttlichen Herrlichkeit sich erhebende, ist der wirkliche Christus. Dagegen den unter Pontius Pilatus Gekreuzigten und Gestorbenen statt des Lebendigen anzuschauen und zu verehren, ist ein unverständiger, nur dem Ungebildeten zu verzeihender Götzendienst. War es der sinnlich gegenwärtige, oder vielmehr der verklärte, ideale Christus, von welchem Paulus sein Apostelamt empfing? Dieses ideale Christusbild, den wahrhaft historischen Christus, als die Idee und das Urbild der gegenwärtigen Menschheit für die Anschauung hinzustellen, den Inbegriff des ewigen Evangeliums in einfacher und ungelehrter Form auszulegen und dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen, hiezu

ist vom Unterzeichneten im vorigen Jahre in dem bei C. W. Leske erschienenen „Entwurf eines allgemeinen Katechismus des christlichen Glaubens und Lebens“ ein wenn auch noch unvollkommener Versuch gemacht und darin zugleich ein neues Glaubensbekenntniß aufgestellt worden, welches den substantiellen Inhalt des aus dem religiösen und philosophischen Bewußtsein der Gegenwart lebendig wiederhergestellten christlichen Glaubens in kurzen Sätzen zusammenfaßt. Es ist Zeit einzusehen, daß es ein Verrath an der Menschheit ist, die Mehrzahl der Menschen fort und fort am Gängelbande von Vorurtheilen und Irrwahn herumzuführen und die nach dem Leben und der Freiheit des Geistes dürstenden Gemüther des Volks mit phantastischen Einbildungen und hohlen Illusionen abzuspeisen, anstatt sie zur Seligkeit des ewigen gegenwärtigen Lebens in Gott, zur freien Befriedigung an der vernünftigen Wirklichkeit hinzuleiten. Die religiöse Weltansicht, die unsere Weisen und Dichter begeisterte, ist in der That auch fähig, die empfänglichen Gemüther der Menschheit tief und nachhaltig zu befriedigen, die keineswegs der Täuschungen bedürfen, um zu wahrhaft sittlicher That zu erstarken.

In diesen vorstehenden Gedanken sind nun die Motive enthalten, durch welche der Unterzeichnete zur Bevorwortung der nachfolgenden Blätter veranlaßt worden, die im Interesse des Deutschkatholicismus im Sommer vorigen Jahres geschrieben und dem Verleger übergeben, durch eine bedauerliche Haltungslosigkeit ihres Verfassers als ein verlassenes Waisenkind in der Irre gehen müßten, wenn nicht Mitleid und Menschenpflicht Vaterstelle vertreten wollen. Leicht dürften wohl aufmerksame Leser in dem Schriftchen selbst den Verfasser, der einige Mal seit Kurzem vor dem Publikum aufgetreten ist, wieder erkennen; wenn irgendwo: so gilt gewiß hier das bekannte Witzwort Büffon's: le style c'est l'homme. Bei dem Mangel an wissenschaftlicher Einheit und Methode und dem Auseinanderfallen von Inhalt und Form würde das Schriftchen für den wissenschaftlichen Leser wenig Reiz darbieten, wenn nicht einzelne meteorartig aufleuchtende Gedanken und treffende Bemerkungen doch wieder die Auf-

merksamkeit lebendig erhielten. In seiner Art sucht der Verfasser begreiflich zu machen, wie das Christenthum bei seinem historischen Ausgange einerseits als das Resultat der griechisch-römischen Cultur, andrerseits als die Frucht der letzten Entwicklung des Judenthums erscheint, wie also das sogenannte Urchristenthum eben nur als eine jüdische Secte sich darstellt, die erst nach und nach über diese particulare Schranke zum geistigen Universalismus sich erheben konnte. Die wahrhaft christliche Kirche der Gegenwart hat sich darum, nach des Verfassers Ansicht, aus dem lebendigen christlichen Geiste selbst herauszugestalten, nachdem zuvor die christliche Religion von jüdischen und heidnischen Elementen gereinigt, die Idee der Humanität oder die Göttlichkeit der Menschheit, die Gottmenschheit, als der Grundgedanke des Christenthums erfaßt, der in der Menschheit waltende Gottesgeist als einzige Auktorität anerkannt und der verderbliche Wahn verlassen worden ist, als ob Gott nur in ein leeres Jenseits der Welt hinausgebannt seine Majestät behaupten könne.

Sind dies unbestreitbar Gedanken, welche von der Gegenwart nicht genug beherzigt werden können und darum bei jeder Gelegenheit immer von Neuem wiederholt werden müssen; so glaubt sich damit der Unterzeichnete hinlänglich dafür gerechtfertigt, daß er seine Mitwirkung zur Veröffentlichung der folgenden Bogen nicht versagen zu dürfen meinte.

Worms, am 11. März 1846.

Dr. Ludwig Noack.

Die apostolische Kirche.

Wer Jesus Christus war, in welchem Verhältnisse er zum ewigen Vater stand, welches die Grundpfeiler seiner Lehre sind, welche uns allein als Kriterien der mannichfaltigen abweichenden christlichen Glaubenslehren dienen müssen, können wir nur aus den eigenen Worten des Erlösers, wie sie uns von den Evangelisten aufbewahrt sind, mit Sicherheit erkennen. Es lohnt sich darum gewiß der Mühe, die echten Worte des Heilandes zu erforschen, ihren geistigen und wahren Sinn zu suchen, um auf ihnen sicher fort zu bauen. Haben wir so den Grundplan der christlichen Kirche gefunden, so können wir mit Zuversicht prüfen, welche Steine hineingehören oder nicht, wie die christliche Gemeinde konstituirt sein müsse, damit sie dem Geiste der ursprünglichen, von Jesu herrührenden Stiftung entspreche.

Wer war Jesus Christus?

Schon vor Jesu trat einer seiner Verwandten, der, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, zum Orden der Essener gehörte, auf und ließ den Ruf erschallen: Aendert euren Sinn, denn das Himmelreich ist nahe. Zum äußeren Bekenntniß dieser Sinnesänderung (Buße) weihte er die Anhänger mit einem Wasserbade ein. Die Geschichte des Täufers Johannes ist ein wahrer Lichtpunkt in der evangelischen Geschichte, denn wir besitzen über ihn das Zeugniß eines nichtchristlichen Geschichtschreibers, des Juden Josephus. Dieser berichtet im 2. §. Cap. 5. des achtzehnten Buches der jüdischen Alterthümer: „Herodes tödtet diesen Johannes, einen rechtschaffenen Mann, der die Juden er-

mahnte, daß sie die Tugend üben sollten, in Gerechtigkeit unter einander und in Frömmigkeit gegen Gott leben, die Taufe zu empfangen. *Κτείνει τοῦτον (Ιωάννην) Ἡρώδης, ἀγαθὸν ἄνδρα, καὶ τοὺς Ιουδαίους κελεύοντα, ἀρετὴν ἐπασκοῦντας καὶ τῇ πρὸς ἀλλήλους δικαιοσύνῃ καὶ πρὸς τὸν θεὸν εὐσεβείᾳ χρωμένους, βαπτισμῷ συνιέναι. οὕτω γὰρ καὶ τὴν βάπτισιν ἀποδεκτὴν αὐτῷ φανεῖσθαι, μὴ ἐπὶ τίνων ἁμαρτιῶν.*

Man hat in neuerer und neuester Zeit die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien verdächtigt, aber diese Verdächtigungen fallen in sich zusammen, wenn wir folgenden unbestreitbaren Punkt festhalten. Die Evangelien, wie wir sie vor uns haben, sind erst lange nach dem Tode Jesu aufgezeichnet worden. Aus innern Gründen, denen keine äußeren widersprechen, ist das dritte Evangelium, welches den Namen des h. Lukas trägt, das älteste und zuerst abgefaßt. Dieser Evangelist war kein unmittelbarer Schüler Jesu, sondern schrieb, wie seine Nachfolger, nach dem Gedächtnisse, was er vernommen von St. Paulus und andern Aposteln. Man denke sich nun den Einfluß, welchen die jüdischen Vorstellungen des von ihm erwarteten, in jener Zeit nach dem Zeugnisse jüdischer und heidnischer Schriftsteller mit der heißen Sehnsucht und orientalischer Gluth der Herzen erwarteten Messias, des Retters Israels, der den Thron Davids in unübertrefflichem Glanze restauriren würde, auf die Auffassungsweise der Jünger ausüben mußte. Sie waren Juden mit allen Fehlern und Tugenden jener Zeit, als solche trug ein Jeder von ihnen seine fertige Messiasvorstellung im Kopfe herum. Ihr Glauben an Jesus, als den Messias, beruhte nicht auf Einsicht in die Wahrheit seiner Ideen, welche sie nicht hatten, sondern auf der sinnlichen Wahrnehmung, daß in der Person Jesu jene Ereignisse durch den Willen der göttlichen Vorsehung zusammentrafen, welche Moses und die Seher der Vorzeit voraus verkündigt hatten.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht vorüber, in der man sich viele Mühe gab, diese Ereignisse, diese Wunder Jesu, wie man vorgab, natürlich zu erklären, das heißt, ihren Causalzu-

sammenhang mit der endlichen Natur nachzuweisen. Wenn alle Wunder natürlich erklärt würden, was schon aus geschichtlichen Gründen unmöglich wäre, so kann man nicht absehen, was hierdurch für eine tiefere und bessere Auffassung der christlichen Ideen gewonnen würde. Doch um gar keine Voraussetzung in unsern Untersuchungen zu machen, um keinen möglichen Einwurf gegen die Gottheit Christi, denn sie ist das Centrum aller christlichen Ideen, unberücksichtigt zu lassen, wollen wir noch weiter gehen, — wollen zugeben, alle Wunder der heiligen Geschichte würden natürlich erklärt werden können, ja, sie seien es schon! — so wäre das Resultat dieser Auffassung des Messiasbegriffs: Eine Reihe von Erscheinungen war nach dem Rathschlusse der göttlichen Vorsehung so verkettet, daß sich in der jüdischen Nation, der weltgeschichtlichen Trägerin des Glaubens an Einen Gott," den unsichtbaren Vater der Menschen und allmächtigen, allweisen Schöpfer der Dinge, ihren Regierer und Erhalter, — der Glaube an einen Heiland des Volks, einen Erlöser, erzeugte, der, mit überirdischen Kräften ausgerüstet, das Böse und die Feinde des Vaters der Menschheit bekämpfte.

Die Weltgeschichte beweist, daß Christus ihr Mittelpunkt sei, denn das Christenthum läßt sich einmal nimmer, wie andere Glaubensweisen, von der Person des Stifters trennen. Ist das Christenthum aber durchaus zugleich Resultat der Weltgeschichte vor Jesus und Princip, wenn auch noch durch die Naturmächte bekämpftes, der Weltgeschichte nach Jesus, — und ist ferner die Weltgeschichte die Realisirung Eines Planes Gottes, so ist hierdurch schon die Stellung Jesu zu Gott bestimmt, er ist der Repräsentant Gottes in der Weltgeschichte, der in ihr daseiende Gott. Dieß kann er aber nur sein durch sein Bewußtsein von dieser Bestimmung, Gott muß sie seinem Geiste enthüllt haben. Dieses Bewußtsein Jesu von seiner messianischen Bestimmung in der Weltgeschichte, war das Einssein Jesu mit dem Geiste Gottes: (Ich und der Vater sind eins). Er ist nicht bloß Repräsentant Gottes im moralischen Sinne, indem er Gottes Willen vollzieht, sondern im geistigen,

weil er diesen Willen weiß, weil er in seinem Bewußtsein eins mit Gott ist.

Fassen wir nun die vorliegenden Momente in einen Begriff zusammen, so heißt dieser: Gott, der Weltschöpfer, Regierer und Erhalter, verwirklicht in der Weltgeschichte seinen Willen. Diese ist die Offenbarung des göttlichen Willens. Jesus ist seiner Person nach der Mittelpunkt der Weltgeschichte, in seiner Person ist also der Wille Gottes inkarnirt, er hat Fleisch angenommen, ist Mensch geworden. Uebereinstimmend hiermit sagt der h. Apostel Johannes: „Er kam in (die Welt) sein Eigenthum, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf; wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er die Macht, Gottes Kinder zu werden, welche nicht aus dem Blute, nicht aus dem Willen des Fleisches geboren sind, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott; und das Wort (Gottes geoffenbarter Geist) ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt.“ *Εἰς τὰ ἴδια ἦλθεν καὶ οἱ ἴδιοι αὐτὸν οὐ παρέλαβον.*

Die Auffassung wäre nun so: Jesus ist der Gottmensch, der Fleisch gewordene Wille Gottes. Er ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte, welche durch die göttliche Vorsehung geleitet ist. Die Thatsachen und Erscheinungen, welche die Messianität Jesu in den Augen seiner Schüler beglaubigten, so wie die Entwickelung der messianischen Vorstellungen im jüdischen Nationalbewußtsein, gehörten in den Plan der Weltgeschichte, sind darum durch die Vorsehung geleitet, sind durch die Gottheit bewirkt. Ihnen den Charakter des Wunderbaren nehmen und sie als natürliche Erscheinungen erklären, heißt nichts denn: die Jünger Jesu erkannten die natürlichen Mittelursachen nicht, deren sich die Vorsehung zur Legitimirung der Messianität Jesu bediente, und betrachteten sie als unmittelbare Handlungen Gottes. Würde eine christliche Kirche diese Auffassungsweise zu der ihrigen machen und die Wunder in vereinzelten Thatsachen verwerfen, aber den Glauben an den Gottmenschen festhalten, so unterschied sie sich dadurch von der historischgläubigen, daß diese sinnliches Bewußtsein vom Messias hat, sie aber das geistige,

welches die sinnlichen Erscheinungen und Thatsachen als mittelbar, nicht unmittelbar göttlich ansieht. Schon der Apostel Paulus deutet den Unterschied zwischen der geistigen und der sinnlichen Auffassungsweise mit den Worten an: „Die Griechen (vermöge ihrer philosophischen Bildung) suchen Weisheit, die Juden aber Wunder.“ Man könnte den jüdischen Standpunkt den sinnlichen nennen, den griechischen den ideellen, — er will Vorstellungen, Gründe (rationes) rationell-ideelle Einsicht. Beide Standpunkte sind aber für die Auffassung der Wahrheit untergeordnet und müssen weiter geführt und begriffen werden. Sie haben beide Wahrheit, aber nicht die volle, sie muß daher von dem Zusatze der subjektiven Vorstellung geschieden und als Moment im geistig-religiösen Bewußtsein aufbewahrt werden. Die sinnliche Auffassung des Thatsächlichen muß gereinigt werden von der jüdischen Vorstellungsweise, welche die Thatsachen mit dem Nationalbewußtsein der Juden verunreinigt, das ideelle griechische Bewußtsein aber muß sich erfüllen mit dem thatsächlichen Inhalte der sinnlichen Gewißheit, sonst vergessen die Juden über der Person Jesu den Gott, ihre geistige Substanz (weßhalb die Ebioniten, eine judenchristliche Sekte, die Gottheit Jesu läugneten und ihn für einen jüdischen Propheten hielten), während die Griechen theilweise (die Doketen) die Menschheit Christi läugneten, und so über der Vorstellung die sinnliche Erscheinung vergaßen.

Kehren wir wieder zurück zu der Frage nach der Echtheit der Wunder, so müssen wir nothwendig Zweierlei unterscheiden, nämlich erstens das Thatsächliche der sinnlichen Wahrnehmungen, und zweitens die damit verbundenen Vorstellungen. Nur die ersten können vernünftigerweise auf historische Geltung Anspruch machen. Mögen wir sie nun natürlich erklären, oder als Wunder gelten lassen, das bleibt unverrückbar, sie sind göttlich und gehören in den Kreis der sinnlichen Erscheinung der Person, in welcher sich der göttliche Wille inkarnirt hatte. Als solche sind sie für die geistig-religiöse Auffassung des Christenthums nicht gleichgiltig, oder ist die Menschwerdung Gottes gleichgiltig für den Christen, dessen Hoffnung in der Kindschaft Gottes gegründet ist?

Aus diesem Umstande, daß die Evangelisten aus dem Gedächtnisse Thatsachen niederschrieben, die schon über eine Generation geschehen, folgt natürlich, daß die örtlichen und zeitlichen Beziehungen der Thatsachen nicht auf solche Genauigkeit Anspruch machen können, wie es nur möglich ist, wenn streng und genau geführte Tagebücher der Abfassung zu Grunde gelegen hätten, — solche führten aber weder Jesus, noch seine Schüler bei seinem Leben. Zu dieser Ungenauigkeit und theilweisen Confusion der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse kommt nun noch die Färbung durch die fertigen Messiasvorstellungen der Begleiter Jesu. Alles dieses zusammen gibt der äußeren Darstellung der Evangelien jenen mythischen Anstrich, den man so sehr in die Wagschale legte, als sei das Wesen Mythe, — eine offenbar verkehrte Ansicht! Das Wesen ist Geschichte, — der Anstrich, das Colorit der Darstellung ist Mythen — ähnlich. Hieran mag sich die äußere Kritik versuchen, der Kern steht fest, und wird nur in höherem Glanze strahlen, wenn er von der fremdartigen Hülle befreit ist! —

Wäre aber „das Wort nicht Fleisch geworden," wäre die christliche Idee nicht in die zeitliche Erscheinung getreten, so wäre sie eine unreale Vorstellung, nicht der Mittelpunkt der Weltgeschichte; — die äußeren Thatsachen, das Geschichtliche der Person Jesu steht darum zur Idee in keinem gleichgiltigen Verhältnisse, sondern in organisch-lebendigem Zusammenhang. Hierin liegt dann auch der Werth und die Würde der beglaubigten evangelischen Geschichte dieser Thatsachen. Die Menschwerdung und das Leben Christi stehen außerhalb des Reichs der sinnlichen Naturgesetze, sind ein Wunder, und sollten die begleitenden Thatsachen durchaus natürlich sein, der Glaube an ein Wunder bedarf der historischen Begründung, mit der Idee ist es nicht genug, auch das Heidenthum hat ideelle Theophanien und Inkarnationen. Diese Begründung, daß die Idee der Menschwerdung Gottes real sei, daß Christus als Mensch gelebt, erhält das Christenthum aus den Evangelien schriftliche, — darum der Entstellung nicht mehr so leicht, wie die Sage, zugängliche Urkunden, da sie sogleich bei ihrem Entstehen an sehr vielen Orten und unter

strenger Aufsicht von Geistlichen und Laien aufbewahrt wurden. Welche andere Schrift des Alterthums hätte diese Authentizität für sich?

Um genau den Einfluß der jüdischen Vorstellungen vom Messias auf das Colorit der Evangelien zu würdigen, wollen wir uns abermals eine kleine Abschweifung gestatten und einen Blick auf die religiösen Zustände des Judenthums jener Zeit werfen. Wir halten uns hinsichtlich der Thatsachen an die trefflichen Untersuchungen Gfrörer's, zunächst im ersten Bande seiner Geschichte der christlichen Kirche (Stuttgart 1841), ohne uns jedoch zu allen seinen Schlüssen zu bekennen, wenn sie nicht durch die Thatsachen selbst, oder deren Zusammenhang erwiesen sind. Zwei Prinzipien der religiösen Weltbetrachtung finden wir im ganzen Laufe der Geschichte mit einander im Streit, das des Pantheismus und des geistigen (persönlichen) Monotheismus. Psychologisch lassen sie sich auf den Unterschied zurückführen, ob der Geist sich als Geist anschaut, — zum Selbstbewußtsein kommt, oder nur von seinem Anderssein weiß, der materiellen Natur. Nennen wir diesen Standpunkt Naturbewußtsein, den ersteren Geistesbewußtsein, so können wir alle Religionen hiernach in zwei Gruppen, je nachdem sie in der einen oder andern wurzeln, eintheilen. Die Religion als Naturbewußtsein beruht auf dem Gefühle der Abhängigkeit von den sinnlichen Mächten. Mit diesen kann sich der Geist nicht vermitteln, er kann sich nicht in sie hineinlegen, sie sind ihm eine fremde, unheimliche Macht. Es ist darum ein Stand nöthig, der die Vermittlung der Menschheit mit den Göttern übernimmt, die Kenntniß gewisser Naturkräfte, so weit sie durch sinnliche Wahrnehmung ohne Hilfsmittel möglich sind, werden Geheimlehre dieses Standes und dienen dazu, seinen Credit bei der Masse zu erhalten, als ständen die Priester im Rapport mit den Göttern.

Auf diesen Rapport gründen sich dann bei allen heidnischen Völkern zwei Einrichtungen, die Orakel und das Opferwesen, welche in innigem Zusammenhange stehen, denn um den Willen der Götter zwar mächtiger, aber doch endlicher und interessirter und

leidenschaftlicher Wesen, günstig zu stimmen, muß man durch die Priester mit ihnen unterhandeln lassen, sich mit ihnen verständigen. Durch die Orakel leiten dann die Priester die politischen Angelegenheiten der Völker, halten diese in Vormundschaft durch die beständige Furcht vor den Göttern Die Religion ist auf dieser Stufe streng genommen ohne Moral, denn das Innere des Menschen, das Herz und Gewissen, hat ja keine Stimme beim Handeln, sondern nur das äußere, von den Priestern im Namen der Götter gegebene Gebot hat Geltung, welches die Menschen nur aus Furcht vor den Göttern, die auch zeitlich strafen können durch die mächtigen Priester, oder aus sinnlichem Interesse in Erwartung eines Lohnes befolgen. Wie Vielweiberei, Sklaverei u. s. w. mit diesem Mangel der Sittlichkeit zusammenhängen, kann hier nicht seine Erörterung finden. Jedoch der menschliche Geist läßt sich nicht ewig in starre Formen bannen, in welche die Priesterschaft das religiöse Gefühl zu fesseln sucht, nur in der starren Kastenherrschaft des Orients, welche die Menschen nie aus der Kindheit herauskommen ließ, konnte sich das normale Heidenthum erhalten, wo die Caste der Priester gesprengt wurde, ward auch das religiöse Bewußtsein ein anderes. Der pelasgische Stamm, welcher unter den Stämmen der arisch-germanischen Familie zuerst in der Weltgeschichte auftritt, hatte in der mythischen Sagenzeit nach aller Wahrscheinlichkeit und Analogie die orientalische Kasteneinrichtung, wovon sich noch Spuren bis auf Solon finden. (Vgl. die Untersuchungen Niebuhrs im 1. Bd. s. römischen Geschichte.) Die alte pelasgische Religion war sichern Quellen zufolge ein Naturkultus wie der ägyptische. Man verehrte Naturpotenzen und sicherlich Thiere, welche in der durch Kunstanschauung verklärten Griechenreligion als Symbole der Götter blieben. Hierauf mag sich auch die Sage beziehen: Jupiter sei einst der Europa als Stier erschienen, d. h. Er sei einst im pelasgischen Naturkult auch als Stier verehrt worden. (Apis der Aegypter.)

Hatte die pelasgische Religion aber den Charakter des Naturkultus, so muß auch eine diesem entsprechende Priesterkaste vorhanden gewesen sein, die aber von der Kriegerkaste noch in

vorhistorischer Zeit in einer furchtbaren Revolution zertrümmert ward. Eine neue Ordnung der Dinge ward begründet und die Staaten, welche wir im frühesten historischen Morgenrothe erblicken und wachsen sehen zu weltgeschichtlicher Bedeutung in Kleinasien (Lydien), Griechenland uud Italien, verdanken den Heroen dieses Zeitraums ihre Gründung. Das Wesen des Heroismus, wie wir ihn in Herkules am reinsten anschauen, war die sinnliche persönliche Repräsentation des Stammgeistes. Was der dorische Stamm in langen auf einander folgenden Generationen vollbracht, um seine politischen Zustände zu begründen, stellte man als die That eines einzigen Mannes dar, in Herkules verkörperte sich der dorische Volksgeist; der dorische Krieger schaute plastisch sein ideales Ich in Herkules.

In der Idee des Heroismus, der Vergötterung des Volksgeistes, war die politische Freiheit der europäischen Staaten des Alterthums in Griechenland und Italien begründet. Romulus, der Sohn des Kriegsgottes, ja, der inkarnirte Mars selbst (eine Avatâra, welche orientalisch-pelasgisch war und sich in die neue Ordnung der Dinge hinüber rettete) war nicht ein transcendenter Schutzgeist des römischen Volks, sondern seine immanente Seele, welche den römischen patriotischen Geist eines jeden Römers erfüllte, weßhalb er auch bei feierlichen Gelegenheiten Quirite, im Kriege aber Romanus hieß, wo er das martialische Element herauswenden mußte. So lange der Glaube an Herkules, an Minerva, an Romulus im Spartiaten, Athener, Römer lebte, mußte jeder gerne für die Freiheit sein partikuläres Leben hingeben, denn er lebte als Heldengeist in seinem Stamme fort.

So rangen sich die klassischen Völker immer mehr und mehr von der Knechtschaft des orientalischen Naturkultus los im Gefühle des Heroismus. Freilich war durch die Idee desselben das Göttliche im Menschen auf die Stamm-, Volks- und Staatsgenossen beschränkt. Wie die Heroen sich bekriegt hatten, so ihre Stämme, was nicht gleichen Blutes war, war ohne Berechtigung, war dem Prinzip nach Sklave. Zeus, der Vater der Götter und Menschen, war es doch in Wirklichkeit nicht für alle Menschen, sondern nur für die Hellenen, deren Volks-

und Stammgeister als Götter, Halbgötter und Göttinnen um seinen olympischen Thron saßen. Der Grieche erkannte Menschenwürde und Menschenrecht nur im Hellenen an, der Barbar war von Rechts wegen sein Sklave, — und es bedurfte nur einer passenden Gelegenheit, Krieg, Kauf, Seeraub, so übte man das Unrecht ungescheut gegen ihn.

Der wesentliche Fortschritt des Heroismus, gegenüber dem orientalischen Naturkult, war, daß sich eine Ahnung zeigte vom Göttlichen in der sinnlichen Hülle des Menschlichen, daß der Geist, somit die Freiheit, wenn auch nur in politischer Beziehung, zur Existenz kam. Auf diese Grundanschauung, das Geistige als sinnlich daseiend zu betrachten, konnten die Hellenen, fortbauend, die sinnliche Welt in eine ideale verklären, neben die Erde den Olymp setzen. Die ideale Welt des Griechen war die Vorstellung des innern Wesens der gegenwärtigen. Der Verstand hatte erkannt, daß das Allgemeine, Wesentliche und die bleibende Substanz der zeitlichen Dinge dem Wechsel der Veränderung nicht unterworfen sein könne, wie die Welt der Erscheinung, kurz, daß neben der zeitlichen Natur noch eine ewige vermuthet werden müsse. Aber der kindliche Grieche vermochte nicht die beiden entgegengesetzten Momente, das Ewige und Zeitliche, zur Einheit des Begriffes zu verbinden; er hatte nicht erkannt, daß das Ewige das Allgemeine und Wesen des Zeitlichen sei, dieses die Erscheinung des Ewigen, sondern in seiner Vorstellung riß er beide Welten, zeitliche und ewige, auseinander, überließ den Olymp den Göttern und theilte den Menschen die Erde zu. Die ideale Welt auf Erden sichtbar darzustellen, den Ideen Gegenständlichkeit zu geben, ward ein um so innigerer Drang des Griechen, je größer seine Sehnsucht war, das Geistige sinnlich zu empfinden, sich mit dem Olymp in angenehmen Verhältnissen zu erhalten; denn dort herrschten die mächtigen Götter, dort wohnten die Genien der Stämme, Geschlechter und Staaten, die Heroen. Diese aber sind Götter in Menschengestalt, — so konnten es sich die Hellenen als Akt der Religiosität anrechnen, von den Himmlischen irdische Vorstellungen, Bilder zu machen (*εἰκονας*), die ideale Welt sinnlich zu reproduziren.

Die griechische Kunst zog den Himmel zur Erde herab, indem sie die Erde zum Himmel verklärte; die Götter waren sinnlich gegenwärtig, mit ihnen konnte jeder Hellene verkehren; ihre sinnliche Gestalt war nicht bloß Symbol, sondern die reale Gestalt der Idee des Gottes. Die Folge war, daß jeder Hellene als solcher Priester war, mit seinen Göttern im Verkehre stand. Die Kunst sprengte die Bande, welche die Vormundschaft der Priester den Völkern um die Stirne gewunden. Die religiöse Anschauung des Heroismus, des Göttlichen in der Menschheit, ward die Mutter der griechischen Kunst, die Religion ihre Pflegerin. Und Ideen kamen zur Herrschaft im Leben und im Staate, den der Grieche von seiner ethischen Seite zu betrachten pflegte, nicht um seines Nutzens willen, zur Sicherung der sinnlichen Güter, wie es der Römer gewohnt war. Der Grieche schritt darum auch mit einem Sprung aus der Mythe heraus zur Philosophie, aus der Phantasie zur Vernunft, weil jene schon die Kindheit dieser war. Aber mit der Philosophie trat zugleich der Zwiespalt in den griechischen Geist, während er früher in kindlicher Ruhe und Unbefangenheit an die Realität des idealen Olymps geglaubt, warf er jetzt die Frage auf: Was ist real, die Vorstellung meines Verstandes vom Wesen der Dinge, oder die sinnliche Erscheinung derselben, welche meinen Sinnen wahrnehmbar ist. Die Naturphilosophie des Thales stellte an die Spitze ihres Systems das Chaos, aus dem die Götter entsprossen und der Kosmus, das geordnete Dasein der Dinge nebst der Menschheit hervorgegangen, sei ein einfaches Element gewesen, Wasser. Die Schöpfung und alle persönliche Thätigkeit der Götter ward so als Naturprozeß angeschaut; die Welt entsteht, indem die Mannigfaltigkeit der daseienden Dinge aus dem Chaos emanirt, sie vergeht, indem die Welt in das einfache Element des Wassers remanirend sich auflöst. —

Dieser sinnlichen Naturbetrachtung der Jonier, welche ein hellenisirter orientalischer Pantheismus war, stellte sich in Pythagoras der europäisch-griechische Verstand, gehoben durch das sittliche Gefühl des dorischen Charakters, mit aller Schärfe entgegen und erklärte das Ideale, die Welt des Geistes, die Welt der

innern Anschauung, wie sie durch das Denken ermittelt ist, für die wahre Wesenheit, welche sich in der Erscheinungswelt nur durch die ewigen Gesetze offenbart, welche diese absolut beherrschen. Obwohl auch noch Pythagoras das Geistige und Ewige nur in zeitlicher, sinnlicher Form anschaute, denn die Zahlenverhältnisse, die Harmonie u. s. f. sind ja nicht das Wesen selbst, sondern nur das Gesetz der Dinge. Man könnte den Pythagoras einen Naturmystiker nennen, denn in ihm ist der stärkste Hang sichtbar, auf orientalische Weise das Geistige durch sichtbare Symbole zu versinnbilden. Er betrachtete gewissermaßen die Welt als das Abbild Gottes, aber nicht die sinnliche Welt der Erscheinung ist dieses Abbild, sondern das Wesen, die Idee Gottes, wie sie von Ewigkeit her als Gedanke Gottes existirte. Schärfer trat nach Pythagoras, der sie noch durch seine Symbole verhüllte, die Spaltung zum Vorschein, als die Eleaten die Idealwelt durch den formellen Verstand als das abstrakt Allgemeine, die Wahrheit und Wesenheit der Dinge vorstellten, und die sinnliche Welt schlechthin als das Wesenlose, den Schein, verachteten. In dieser abstrakten Allgemeinheit des Einen, des Wesens und Seins der Dinge, schlachtete der Verstand die schönen Individualitäten der Götter, der Heroen, der Natur und Menschheit. Diametral stellte sich diesem abstrakten Idealismus des Verstandes eine eben so formelle, abstrakte Empirie entgegen. Demokrit und Leukipp bildeten das atomistische System aus, welches wiederum die Mannigfaltigkeit, Vielheit, Sinnlichkeit der Dinge zur Ehre brachten, und das elatische Eine als wesenlose Vorstellung des Verstandes betrachtete. Die Philosophie des Anaxagoras, welcher den Nus (Vernunft) als Gottheit annahm, unterscheidet sich von Pythagoras, daß die „Harmonie" dieses Mystikers streng genommen die Gottheit nicht ihrem Wesen nach war, sondern ihr Abbild, die Weise ihrer Offenbarung, dagegen ging die Annahme des Anaxagoras dahin, daß die unpersönliche Weltordnung, das System der Naturgesetze, was er Vernunft (Nous) nannte, das Wesen der Gottheit sei. Die Eleaten konnten nicht einmal einen solchen geistigen, idealen Pantheismus aufstellen, weil sie bei ihrer Hypothese von dem Einen

Seienden strenge zwischen Gesetz, Dasein und Wesen nicht scheiden konnten. Das Sein ist nach ihnen seiend, also Gesetz, und Nichtsein, Form, Schranke, Aeußeres sind undenkbar.

Noch einmal nahm sich der griechische Geist zusammen, sich zu höherer Einheit des Genius ordnend, in Platon, dem reinsten, gleichsam plastischen Abdruck des hellenischen Geistes. Die Gegensätze des Sinnlichen und Vielen, des Endlichen und Besonderen zum Uebersinnlich-Inneren und Einen, Unendlichen und Allgemeinen, schaute sein klares geistiges Auge als die sich ergänzenden und bedingenden Momente der göttlich-absoluten Idee des Weltalls. In Platon waren alle Entwicklungsstufen des hellenischen Geistes aufgehoben, er spielte kindlich-naiv mit der Poesie der Mythe, der sinnlichen Verhüllung der Idee, ließ sich mit aller Kühnheit des Genius in die abstrakt-rationalistischen Verstandesoperationen der eleatischen Dialektik ein, beobachtete mit Gewissenhaftigkeit die Entdeckungen der Pythagoräer in der Mathematik, der Atomistiker in der Empirie, aber keiner dieser Richtungen gab er sich einseitig hin, sie alle waren ihm nur Wege und Mittel zu höherer Anschauung des Geistes. Seine Methode war Speculation, geistiges Schauen durch das sinnliche hindurch.

Nachdem wir die griechisch-römische Cultur (Entwicklungsstufe des Bewußtseins) in Rechnung gebracht, ist es Zeit die jüdische zur Zeit Jesu, und die darauf gegründete Weltanschauung näher zu beleuchten.

Erste Stufe des Judenthums.

Der humane Mosaismus oder die Uroffenbarung.

Im Anfange schuf die Gottheit (ὁ θεός) den Himmel und die Erde. Die Erde aber war unbegränzt (ohne Horus, bestimmte Form) und ungeordnet. Und die Finsterniß war auf dem Abgrunde; und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. (Mos. I. Genes. 1—4.) In diesen Versen ist die Weltanschauung des Mosaismus, welche wir die Uroffenbarung nennen, ziemlich bestimmt ausgedrückt. Während das Heidenthum

auf der Grundanschauung basirt ist, daß Geist und Materie, oder Gott und Welt, das Unendliche und das Endliche eins und dasselbe seien, und das Letztere aus Ersterem, die Welt aus Gott emanirt sei, oder, wie man es auch ausdrückt, die Materie sei vom Geiste abgefallen, setzt der Mosaismus Gott als das Unendliche, Ewige, Unbedingte, als den freien Weltschöpfer. Wir nennen die Identifizirung Gottes mit der Welt Pantheismus, die Lehre, welche eine Relation, Abhängigkeit zwischen dem Unendlichen und Endlichen statuirt, Monotheismus. In pantheistischer Betrachtungsweise vollbringt sich alles nach den Gesetzen der Nothwendigkeit, des Fatums, nach monotheistischer nach den freien Bestimmungen Gottes, die nothwendig sind in Beziehung auf das Endliche, aber frei und nur im Willen Gottes begründet, in Beziehung auf ihn selbst. Der Monotheismus scheidet eine innere, unsichtbare, geistige Welt, das Reich Gottes, den Himmel, das Jenseits, von der sichtbaren, diesseitigen, materiell-endlichen Welt, welche wir Natur nennen. Alles äußere sichtbare Dasein ist hiernach nur die Hülle, die Erscheinung des ewigen, göttlichen Wesens, nicht dieses selbst. Das Göttliche ist Ausgangs- und Zielpunkt des Natürlichen und Endlichen.

Der Geist aber ist nicht nur in abstrakter Weise in der Natur, als ihr immanentes Leben und Gesetz, sondern er kommt in der Natur auch zur konkreten Erscheinung als das Menschliche; die Gottheit ist in der Menschheit sinnlich da, ist das Wesen derselben, welches die Einzelen des Geschlechts, die Menschen, nur verkümmert, in Knechtsgestalt, darstellen. Das Göttliche im Menschen, oder sein Wesen darstellen in der Erscheinung ist die Aufgabe des Individuums, deren Realisirung die Sittlichkeit ist. Durch das Handeln das Innere, Göttliche, den Geist, heraussetzen zur äußeren Thatsächlichkeit und Wirklichkeit ist des Menschen Bestimmung. Die mosaische Erzählung stellt dieß Verhältniß des Menschlichen zu dem ihm immanenten Göttlichen bildlich so dar, daß es dasselbe auf eine bestimmte Thatsache zurückführt, die innere Idee in äußere Geschichte kleidet. —

Nachdem die Welt geschaffen war, oder vielmehr die Weltordnung gegründet, als der Geist Gottes (τὸ πνεῦμα) sich in das Chaos der Materie eingegossen und sie gestaltet zur lebensvollen Ordnung des Daseins (der πνεῦμα ward λόγος), so sagte Gott (V. 25): „Lasset uns machen den Menschen nach unserem Bilde und nach unserer Aehnlichkeit.“ (V. 28.) „Und es segnete sie (die Menschen) Gott, sprechend, vermehret euch und vervielfältigt euch und erfüllet die Erde und seid die Herren derselben.“ Der Mensch ist ein Bild Gottes, ist Gott ähnlich, kann keinen andern Sinn haben, als: der Mensch ist seinem Wesen nach Geist, göttlich, und darum, weil er seinem Wesen nach Geist ist, soll er als solcher über die sinnliche Natur Herr sein, wie Gott Herr der Welt ist. In diesen Worten aber legt Gott den Menschen nicht bloß Rechte bei, sondern ebenso Pflichten. Im Menschen soll der Geist über die Sinnlichkeit herrschen. Mit andern Worten: „der Mensch soll Gottes Willen als das in ihn gelegte Geistesgesetz erfüllen. Erfüllt der Mensch Gottes Willen, so ist er frei, weil er darin sein eignes Gesetz erfüllt, gehorcht er aber den Einflüssen der sinnlichen Natur, beugt seinen Geist unter die Sinnlichkeit, so verfällt er der Knechtschaft, er steht im Dienste eines ihm fremden Herrn. Das Handeln gegen den Geist, ist Abfall vom Göttlichen, Sünde. Die personifizirte Macht des Sinnlichen, welches den Menschen beherrscht und zum Abfalle von seinem besseren Selbst bringt, ist der Böse (Teufel), gerade wie Gott und Guôt, der Gute, synonym sind. Hören wir die bildliche Darstellung dieser Ideen in der mosaischen Erzählung. Die Schlange (I. Mos. Cap. 3) aber (Personification der Sinnlichkeit, zugleich Bild des Teufels) war das klügste von allen Thieren auf der Erde, welche Gott geschaffen hatte. Und es sagte die Schlange zu dem Weibe: „Warum sagte Gott: esset nicht von jedem Baume des Paradieses? Und das Weib sagte zur Schlange: von der Frucht der Bäume des Paradieses essen wir. Von der Frucht des Baumes in der Mitte des Paradieses, sagte Gott, esset nicht von ihm, und rühret ihn nicht an, damit ihr nicht sterbet. Und die Schlange sagte zum Weibe,

ihr werdet nicht im Tode ersterben. Denn es wußte Gott, an welchem Tage ihr von ihm essen werdet, werden eure Augen geöffnet werden, und ihr werdet sein, wie die Götter, erkennend das Gute und das Schlechte.“ — Hier spielt die erwachende Reflexion, der Akt, womit das kindliche Zeitalter (goldne Zeitalter) der unbefangenen Heiterkeit endigt, stark in die phantasievolle Sage ein. **Götter, Engel, leiblose** Wesen sind Geschöpfe der Abstraktion, welche die Phantasie wiederum konkret gestaltet. V. 6. „Und es sah das Weib, daß der Baum schön war zum Essen, und gefällig den Augen zum Anschauen, und (ὡραῖον) zum Erkennen. Und nehmend von der Frucht desselben aß sie; und sie gab auch ihrem Manne davon und sie aßen. Und es wurden geöffnet die Augen der beiden und sie erkannten, daß sie nackt waren.“ Sie handelten gegen die **innere** Stimme des Geistes, des Gottes in ihnen, und sahen nun ein, daß sie gefrevelt, weil sie der Begierlichkeit gehorchten und sie schämten sich derselben. „Und sie rissen Blätter vom Feigenbaum und machten sich Umgürtungen. Und sie hörten die Stimme des Herrn, der wandelte in dem Paradiese. Und sie verbargen sich, Adam und sein Weib, vor dem Angesichte Gottes des Herrn in Mitte des Holzes des Paradieses. Und es rief Gott der Herr den Adam, und sagte zu ihm: Adam, wo bist du? Und er sagte zu ihm: ich habe deine Stimme gehört, während du im Paradiese wandeltest, und ich fürchtete mich, weil ich nackt war, und verbarg mich. Und es sprach Gott zu ihm, wer hat dir angezeigt, daß du nackt bist, wenn du nicht von dem Baume aßest, von dem zu essen ich dir allein verbot, und du aßest von ihm? Und es sagte Adam, das Weib, welches du mir zur Gesellschaft gegeben hast (μετ' ἐμοῦ), diese hat mir gegeben von dem Baume und ich aß. Und es sprach Gott der Herr zu dem Weibe: Warum hast du dieß gethan? und es sprach das Weib, die Schlange hat mich betrogen, und ich aß. Und es sprach Gott der Herr zur Schlange: weil du dieß gethan hast, sollst du verflucht sein unter allen Unwesen und unter allen Thieren auf der Erde. Auf deiner Brust und auf dem Bauche wirst du gehen, und Staub sollst

du zehren alle Tage deines Lebens. Und ich will Haß setzen zwischen dir und dem Weibe, und deinem Samen und dem Samen des Weibes. Sie selbst aber wird dir den Kopf zertreten und du wirst ihr die Ferse stechen. Und zu dem Weibe sagte er: vermehrend will ich vermehren deinen Kummer und dein Gestöne. Die Kinder wirst du in Schmerzen gebähren, und Unterwerfung wird dir sein gegen deinen Mann und er selbst wird über dich gebieten. Zu dem Adam aber sagte er: weil du die Stimme deines Weibes gehört hast und aßest von dem Baume, von dem allein ich dir verboten habe zu essen, soll die Erde verflucht sein zu deiner Arbeit. In Kummer sollst du sie bauen, alle Tage deines Lebens. Disteln und Unkraut soll sie dir tragen und die Frucht des Ackers wirst du essen. Im Schweiße deines Angesichts wirst du dein Brot essen, bis daß du zurückkehrst zur Erde aus der du genommen bist, weil du Erde bist, und wieder in die Erde zurückkehren wirst. Und es nannte Adam den Namen seines Weibes Zoe (Leben), weil sie die Mutter vieler Lebenden ist. Und es machte Gott der Herr dem Adam und seinem Weibe Kleider von Fellen und hüllte sie hinein. Und es sprach Gott: sieh, Adam ist geworden, wie einer von uns, um zu unterscheiden das Gute und Böse, und nun soll er niemalen die Hand ausstrecken und nehmen von dem Baume des Lebens und essen, und er wird leben in alle Zeit. Und es trieb ihn Gott der Herr aus dem Paradiese der Schwelgerei, um zu bebauen die Erde, aus welcher er genommen war; und er warf den Adam hinaus und ließ ihn anbauen vor dem Paradiese der Schwelgerei. Und er stellte einen Cherubim hin mit feurigem Schwerte, das gezückt war, um zu bewachen den Weg zum Baume des Lebens. —

Die mosaische Erzählung steht an plastischer Schönheit keiner Homerischen Schilderung nach, an gehaltvoller Tiefe übertrifft sie alle griechischen Mythen.

Die realen Personen, welche auftraten, sind Mann und Weib, und zwar im Momente der erwachenden Reflexion, welche sie für immer aus dem Paradiese des seligen Nichtswissens und

Nichtsthuns entfernt. So lange der Mensch über seinen Zustand, wie das Kind, nicht nachdenkt, seine Verhältnisse nicht beobachtet, einzig beschäftigt die sinnlichen Bedürfnisse in dem Augenblicke zu befriedigen, wo sie sich ankündigen, ist er in sinnlich-natürlicher Glückseligkeit (Eudaimonie) im Paradiese. Unglück ist nur der von der Furcht voraus empfundene Schmerz. Aber wo noch kein Nachdenken und Ueberlegen, ist auch noch keine Furcht. Der reflektirende Verstand, einmal erwacht, unterscheidet zwischen der innern Stimme unsers geistigen Ichs, der Gottheit, und unserm sinnlichen Ich mit seinen Begierden, Leidenschaften und Neigungen. Die Phantasie personifizirt nun plastisch den inneren Gott heraus in die Außenwelt uns gegenüber. Adam hört Gott nicht in sich, sondern im Paradiese herumwandeln und sprechen.

Unser ideales Ich, unser Gott, ist der in allen Menschen seiende Geist, (den Gott seinem Ebenbilde einhauchte). Gott spricht darum durch den reflektirenden Verstand auf gleiche Weise zu Adam, zu Eva, zu allen Menschen. Sobald durch den Verstand Gott von dem sinnlichen Menschen losgetrennt wird und durch die Phantasie zu einem eignen Wesen hypostasirt, so steht er außerhalb und über der Menschheit, — sie hat ihn als fremden Herrn und Gewalthaber gegenüber, er ist gleichsam von den Menschen gewichen und sie sind ihren sinnlichen Trieben überlassen, die blinde, thierische Gewalt herrscht. Mann und Weib fühlen sich nicht als die beiden Glieder ihres höheren, idealen Ichs, sondern stehen sich äußerlich gegenüber, einzig durch das sinnliche Bedürfniß aneinander gekettet, — das Weib ist Sklavin des Mannes, weil sie schwächer ist.

So ist mit der Sünde und durch sie die Freiheit vernichtet, an die Stelle des Geistes tritt die physische Stärke, an die Stelle des Gesetzes die Gewalt, an die des Rechtes die Willkür. Die Menschheit ist nun in zwei Hälften zerrissen, die starke und schwache, so daß die erste in schnöder Willkür die andere zerfleischt und martert. Die Erde ist kein Paradies mehr, sondern eine Hölle für die unterdrückten Sklaven und für die Unterdrücker, weil sie die Teufel jener sind. Der Dualismus

zwischen gut und böse, Gott und Teufel, zerreißt durch einen schrecklichen Zwiespalt die ganze wirkliche Welt, aus der der Friede und die Selbstgenügsamkeit gewichen sind. Ja, Friede mit sich und Selbstgenügsamkeit sind dasselbe. Sie hat aber der Einzelne nicht für sich, sondern nur in der Versöhnung mit seinem idealen Ich. Das ideale (innere geistige) Ich, die Gottheit, ist aber das Ich der Gattung, der Menschheit. Das Menschthum ist kein leerer Begriff, sondern der höchst reale des Menschengeistes, der in allen Menschen wirklich ist, oder sein soll. Die Aufgabe des Menschen, sich mit Gott zu versöhnen, bestimmt sich näher so, sich mit dem Menschthum, seinem idealen Ich, zu versöhnen. Im Zwiespalt mit den Menschen, den Gliedern des Menschthums, ist der Mensch auch mit sich und Gott im Zwiespalt, er ist ein Unglückseliger, die Erde ein Ort der Qual für ihn, die Hölle, die verfluchte Erde. Der Fluch wird nur von der Erde hinweggenommen, und die Menschheit mit Gott versöhnet und von ihrer Verdammniß erlöset, wenn die Einzelen sich mit der Menschheit versöhnen, wenn das Menschthum zu seinem Rechte kommt. Die ganze Geschichte ist nichts als ein Kampf zwischen gut (Gott) und böse (Teufel), das heißt zwischen der Humanität und Brutalität. Die Humanität ist erst in vereinzelten Erscheinungen sichtbar geworden, nicht in allgemeinen Zuständen. Griechen, Römer, die modernen Europäer entwickelten nur einzelne Seiten der Humanität, nirgends *sie selbst*.

Diese Zerrissenheit der Einzelen mit sich und der Menschheit ist es auch, was die Arbeit zur Qual und zum Fluche macht, weil sie im Dienste des Zwangs, äußerer, unfreier Nöthigung geschieht, wogegen freie, der Natur angemessene Thätigkeit nicht Fluch für den Menschen ist, sondern Genuß ihrer Kraftäußerung. Die Versöhnung unsers Geschlechts hängt also davon ab, daß wir in allen Zuständen an die Stelle des Zwangs die Freiheit, der Willkür das Gesetz, der Unterdrückung das Recht treten lassen, kurz die Humanität an die Stelle der Barbarei, die Philosophie an die der Geschichte, — die Erziehung, Schule, freie Entwicklung der Anlagen, wo Polizei, Zuchthäuser, Ausschlie-

ßung der Humanität unbeschränkt herrschen. Werden sich solche Zustände halten können, sind sie nicht träumerische Chimären? Ja, sie haben Bestand und Dauer, sobald sie einmal ins Leben gerufen sind, weil sie mit der menschlichen Natur in Harmonie sind, während die barbarischen Zustände der Barbarei stetem Wechsel unterworfen sind, denn sie befinden sich in ewigem Streite mit der Natur und ihren Bedürfnissen.

Der Sinn der Uroffenbarung von Gott dem Geiste, der alles geschaffen und belebt, dem Vater unsers Geschlechts, dem Abfall des Menschen, der Sünde und ihrer Folge, ist, anthropologisch genommen, tief und bedeutungsvoll, der Schlüssel für die ganze Welt, genommen in buchstäblich dogmatischem Sinn, ein Widerspruch gegen den Verstand, ein Unsinn, doch wir werden später hierauf zurückkommen.

Die Lehre, daß der Geist Gott sei und Weltschöpfer, blieb nicht Gesammteigenthum aller Völker, — sie versanken in die Naturanschauung und verehrten sinnliche Mächte göttlich. Nur in einzelnen Stämmen erhielt sich der Glaube an den einen unsichtbaren Gott, als das wahre Sein der Dinge fest, an den Jehovah (ich bin, der ich bin, das Sein, den wahrhaft Seienden τὸν ὄντως ὄντα). Wir können diese Träger der monotheistischen Idee mit dem biblischen Namen der Patriarchen bezeichnen. So wie sie in ihrem Bewußtsein den Glauben an Jehovah bewahrt, so bewahrten sie und vererbten eine diesem Glauben entsprechende sittliche und freie Richtung, auch in der Gesellschaftsverfassung. Der Familienvater oder Stammeshäuptling ist der oberste Priester der Seinen und Prophet Gottes, der mit ihm persönlichen Umgang und Unterredungen hat. (Besuche und Besprechungen zwischen Gott mit Noah, Abraham, Jacob u. A.) Keine feindselige Priesterkaste mit ihren Orakeln steht zwischen den Dienern Jehovahs und ihnen. Jehovah ist nicht nur Herr und Schöpfer der Welt, sondern der gemeinsame Schutzgeist des Stammes, den der Patriarch repräsentirt, weßhalb auch seine Macht, obgleich unbeschränkt, doch nicht die Form der Despotie hat, denn die einzelen Glieder der Familie sind nicht willenlos, sondern ihr particularer Wille ist in dem der Gesammtheit auf

gehoben. Der Patriarch ist Organ des gemeinsamen Willens der Familie, er steht in, nicht außerhalb ihr, was den Charakter der Despotie ausmacht. Nicht nur aber die durch Bande des Blutes mit dem Patriarchen vereinten Glieder stehen im Verhältnisse freier Persönlichkeiten, sondern auch die im Dienste der Familie stehenden Knechte und Mägde erfreuen sich eines Looses, das durchaus nicht mit der Sklaverei der heidnischen Völker Aehnlichkeit hat. Indem sie den Gott der herrschenden Familie anbeten, umschlingt sie ein neues Band, welches sie an den Patriarchen fesselt, zugleich ihnen aber die höhere Würde verleiht, daß auch in der dienenden Klasse der Wille des Jehovah zu respectiren ist. Welche angesehene Rolle spielt unter andern Abrahams Diener, welchen er mit der Brautwerbung seines Sohnes beauftragt. Die patriarchalischen Zustände, der einfache, fest-sinnliche Glaube, der in allen Fügungen des Schicksals Gottes Finger sieht und seinen Willen wahrnimmt, die Sittenreinheit und das dadurch begründete Lebensglück hörte auf, seit dem der hebräische Stamm sich in ein Volk astet, das in zwölf Stämme auseinander geht, dessen Glauben immer schwächer, dessen Sitten ruchloser und unreiner und dessen Lebensglück zertrümmert wird. Seitdem sie ihre einfachen Verhältnisse als Hirtenvölker verlassen, und vielleicht zuerst aus Handelsinteresse, worauf die Erzählungen von Josephs Kornwucher hindeuten, mit den Ackerbau und Gewerbe treibenden Aegyptiern in engere Gemeinschaft treten, verlieren sie ihre nationale Unabhängigkeit, gerathen in Sklaverei und Elend aller Art.

Der nationale Mosaismus.

Als nun das hebräische Volk unter Bedrückungen der empfindlichsten Art das Aeußerste befürchten mußte, seine Existenz selbst einzubüßen und vernichtet zu werden von der Erde durch die finstere Politik der Pharaonen, so erhielten die dunklen Sagen von dem Glück der patriarchalischen Zeiten und dem Schutze, welchen Jehovah den Vätern angedeihen ließ, einige glaubensmuthige Männer aufrecht, daß sie Hoffnung faßten, der Herr

werde sich ihrer wieder erbarmen. Einige alten Sagen von den Verheißungen Jehovahs an Abraham und Israel, daß das Land Kanaan einst seinen Dienern gehören sollte, begeisterten einen edlen Israeliten aus dem Stamme Levi, Moses, zu dem großartigen Plane, sein Volk aus der dienstbaren Stellung zu befreien und zu nationaler Unabhängigkeit zu führen.

Moses hat, wie alle Gesetzgeber und Staatenstifter des Alterthums, Kyrus, Romulus, Lykurg, eine Jugendgeschichte voll Wunder, das heißt an einzelne, sonst minderbedeutsame Ereignisse seiner Kindheit knüpften sich große und wichtige Folgen für seine Nation, welche zugleich jene Zeit seines Lebens mit Glanz umstrahlen, wo er noch im Dunkel des häuslichen Lebens wandelte. Alle Versuche, die Jugendgeschichte des Moses, die näheren Verhältnisse seines Volks und der Aegypter aufzuklären, müssen für alle Zeiten scheitern, die Erzählungen, welche uns im Buche Exodus unter Mosis eigenem Namen aufbewahrt sind, können nicht darauf Anspruch machen, als urkundliche Geschichte zu gelten, sondern sind eine poetische Auffassung und Ausschmückung der Ereignisse aus späterer Zeit. Aegyptische Quellen stehen uns ebenso wenig zu Diensten, weßhalb wir uns mit der Wahrscheinlichkeit einiger Vermuthungen begnügen müssen. Nach Herodot, der aus den Annalen der ägyptischen Priester schöpfte, wurde einst Aegypten von Hirtenvölkern, vielleicht von Arabern (?) unterjocht und mehrere Jahrhunderte beherrscht. Die Dienstbarkeit, welche nach der mosaischen Erzählung über Aegypten durch die Finanzoperationen des Joseph herbeigeführt sein soll, wäre dann einfach das Verhältniß der Leibeigenschaft, in welches die Sieger die Besiegten versetzten. Die Hebräer waren durch Abstammung, Sprache, Sitten und Lebensweise, ja selbst im Glauben mit jenen Arabern verwandt und konnten hierdurch leicht Veranlassung genommen haben, ihnen nach Aegypten nachzuziehen. Nachdem die Hirtenkönige, Hyksos, arabische Emirs, von der ägyptischen Priesterkaste, die sich erholt und gestärkt hatte, wieder vertrieben waren, mußte sich natürlich der ganze Haß der Aegypter gegen die Hebräer kehren. Die Stelle im Exodus I, 8. „Es stand aber

auf ein anderer König über Aegypten, welcher von Joseph nichts wußte," würde also den Sinn haben: Ein anderes Geschlecht kam in Aegypten zur Herrschaft, welches von dem Bunde des früheren mit den Hebräern nichts wußte und sie als eingedrungene Fremdlinge behandelte.

Die Aufgabe des Moses war nun, unter seinem Volke, die Idee der Einheit vermittelst des erneuerten Jehovahkultus, dem wahrscheinlich viele abtrünnig geworden, zu verbreiten, und hierdurch eine nationale Gesinnung zu erwecken, ohne die er seinen Plan weder beginnen noch ausführen konnte. Große Vorbereitungen waren hierzu nöthig, — längst waren seine Gesinnungen seinem Volke bekannt geworden, daß er ein Herz hatte für seine Brüder. Er hatte in einer Streitsache sich eines Israeliten angenommen und Blutrache an einem Aegypter verübt. Flüchtig ob dieses Vergehens, ging er in die Wüste, knüpfte Verbindungen mit einem Häuptlinge Jethro an, dessen Tochter Siphora er zur Ehe nahm und beschäftigte sich immer mehr und mehr mit seinem Lieblingsgedanken, — die nationale Unabhängigkeit seines Volkes herzustellen. Sein lebhafter Geist stellte dieß Unternehmen ihm als die Aufgabe seines Lebens vor, und fortgesetzte Betrachtungen über die Mittel, ließen bald den Entschuß zur That in ihm reifen. Wer je über einen wichtigen Entschluß lange Zeit mit sich selbst im Kampfe war, wird im Drange der Entscheidung, zumal wenn der Erfolg sie krönte, die Stimme Gottes anerkannt haben. Auch Moses schrieb seinen Entschluß einer höheren Eingebung zu und unternahm sein Werk im Namen Jehovah's, als dessen Gesandter er sich an sein Volk richtete. Durch seinen Bruder Aaron, der ein gewandter Redner war, knüpfte er Unterhandlungen mit den hebräischen Häuptlingen an, die er für sein Vorhaben zu begeistern wußte. Sobald er sein Volk gewonnen, war er sich Jehovah's Schutz gewiß, und ließ sich durch keine äußeren politischen Hindernisse abschrecken. Ungern entließ der König so viele arbeitsame Hände aus dem Reiche, aber es scheint, daß Moses auf geschickte Weise manche außerordentliche Umstände jener Zeit für sich zu benützen wußte, um seinen Plan, vielleicht durch List und Gewalt, durch-

zusetzen. So lebhaft wußte er sein Volk für den Glauben der Väter zu begeistern, daß sie willig ihm folgten, den sie als Jehovah's Abgesandten ehrten. Die Strapazen und Widerwärtigkeiten des Zugs durch öde, wüste Gegenden machten das störrische Volk oft ungehorsam, doch der begeisterte Führer siegte durch Klugheit, List und Gewalt. Ueber ein Menschenalter (40 Jahre) bereitete er durch große Züge und einzelne kleine Gefechte sein im Sklavensinn versunkenes Volk vor, daß der Heldenmuth der Eroberer sie ergreife, auf daß sie mit dem Schwert den Boden eroberten, wo sie unter dem Gesetze, das ihnen Moses als bleibende Constitution in Jehovah's Namen gab, leben sollten.

Die mosaische Constitution.

Ihr Grundcharakter und Begriff ist Theokratie, eine systematische Ausartung der früheren Patriarchie, welche wohl theokratische Keime in sich hat, aber ohne die Ausartungen, weil sie noch keinen getrennten erblichen Priesterstand mit Nationalorakeln hat, während der Patriarch Orakel (Prophet) und Priester in einer Person ist.

Nachdem Moses den Muth seines Volkes im Kampfe gegen den Amalekitenhäuptling erprobt, ließ er in Choreb ein Lager schlagen und empfing seinen Schwiegervater Jethro, den Priesterkönig eines Stammes in Madiam, welcher ihm sein Weib Siphora und seine Söhne Gersam und Elieser zuführte. Von diesem erfahrnen Priesterhäuptlinge erhielt Moses die Grundzüge zur hierarchischen Verfassung seiner auf Theokratie gegründeten Politik. In den ersten Anordnungen und Einrichtungen schonte man noch das Gewohnheitsrecht des patriarchalischen Herkommens, doch nur scheinbar, denn die Ueber- und Unterordnung der von Moses eingesetzten Hauptleute, war der Anfang zur hierarchischen Gliederung der Volksregierung. Jetzt, im Augenblicke der Gesetzlosigkeit, wo Moses die zerstückten Stämme zu einem nationalen Staate vereinigen wollte, legte Jeder Einzelne seine Rechte in die Hände der Gesammtheit, deren Organ Moses war, der Prophet Gottes. Im Glauben an Gott Jehovah

hatten alle Israeliten ihren objectiven Vereinigungspunkt, im Bewußtsein über diesen Glauben, wie es ihnen Moses aussprach (aus dem Geiste sprach, prophezeite), das subjektive Centrum, welches die Person des Propheten Moses repräsentirte. Jehovah war gegenständlich der Schutzgeist des hebräischen Volks, aber auch der subjektive, im Bewußtsein, der Volksgeist selbst, Moses sein Organ. Legen wir auf bildliche Weise das Jehovahbewußtsein, das ideale Ich des Hebräers aus Moses gegenständlich hier aus, so werden die Selbstbetrachtungen des weisen Gesetzgebers zu Unterhaltungen mit der Person Gottes. Exodus XIIX, 12 wird nun die Rolle des Priesterhäuptlings Jethro im Lager beschrieben. „Und es brachte Jethro, der Schwiegervater des Moses, Opfer und Gaben dem Gotte dar; und es waren zugegen Aaron und die Aeltesten Israels alle, um mitzuessen das Brod mit dem Schwiegervater des Moses vor Gott." — Wahrscheinlich eine Art Inauguration in priesterliche Mysterien, wie wir sie bei allen alten Völkern finden, die hier zunächst zum Zwecke hatte, die Aeltesten für die Gründung der priesterlichen Verfassung zu gewinnen. — „Und es geschah, daß am folgenden Tage Moses sich hinsetzte, um zu richten das Volk. Und es stand das ganze Volk bei Moses von Morgen bis Abend. Und da Jethro sah, alles, wie er es machte dem Volke, sagte er: „warum thust du dieß dem Volke? Warum sitzest du allein da, das ganze Volk aber steht bei dir von frühe bis spät." Und es sagte Moses: „weil es, das ganze Volk, zu mir kommt, um Urtheil zu holen durch mich von Gott," von mir, nach dem alten patriarchalischen (göttlichen) Herkommen. „Denn wenn ein Streit unter ihnen entstanden ist, und sie zu mir kommen, so richte ich einen Jeden, und zwinge sie nach den Anordnungen Gottes und seinem Gesetze" (dem patriarchalischen Gewohnheitsrecht und Herkommen). Und es sagte der Schwiegervater des Moses zu ihm: „darin hast du nicht recht. Mit unaufhörlicher Mühe richtest du dich und das ganze Volk mit dir zu Grunde Diese Sache ist zu schwer, du kannst sie nicht allein thun. Nun aber höre mich, und ich will dir rathen, und Gott wird mit dir sein," d. i. du wirst im Geiste deines Volkes handeln,

welches jetzt das Bedürfniß einer Verfassung fühlt, und sich darum diese gefallen läßt. Sei du für das Volk in göttlichen (geistlichen) Angelegenheiten und bringe ihre Sache vor Gott.“ (Entscheide sie nach dem göttlichen, d. i. geoffenbarten Rechte.) „Eröffne ihnen die Satzungen Gottes und seine Gesetze, und du wirst ihnen die Wege zeigen, auf welchen selbst sie gehen sollen, und die Handlungen, die sie zu verrichten haben,“ (d. h. gieb dem Volke ein theokratisches, oder auf höhere Offenbarung gegründetes Gesetzbuch, was Moses auch später that.) „Und du wirst dir auswählen aus dem ganzen Volke fähige, fromme, gerechte, gemäßigte Männer, und wirst sie setzen als Chiliarchen (über **1000**), als Hekatontarchen (über **100**), und als Dekadarchen (über **10**). Und sie werden das Volk richten zu aller Zeit. Schwierige Angelegenheiten werden sie zu dir bringen, kleine werden sie selbst richten; und sie werden es dir erleichtern und abnehmen.“ Eine wichtige politische Maßregel, welche der schlaue Priester seinem Schwiegersohne anräth, — durch das Institut der Richter, zu denen alle einflußreichen Männer des Volks genommen wurden, wurden diese selbst in das Interesse der neuen Verfassung hineingezogen, der Opposition gegen sie aller feste Haltpunkt beraubt, indem die wichtigsten Leute an Moses und seine Sache gefesselt sind. Da sie nach den theokratischen Satzungen des prophetischen Gesetzgebers sich durchaus richten müssen, so wird der doppelte Zweck erreicht, das Volk glaubt nach Jehovahs Willen von seinen Stammes-, Geschlechts- und Familienältesten gerichtet zu werden, und doch sind alle diese Hauptleute nur Vollstrecker von Mosis Willen, den er mit dem Glanze des geoffenbarten Gesetzes umkleidet. Geschützt durch seine theokratische Autorität und seine mächtige Parthei im Volke, konnte Jethro mit Sicherheit dem Moses versprechen: „Wenn du dieß thust, so wird Gott dich stark machen, (du wirst unter seiner Autorität stark sein) und du kannst seinen (deinen) Willen vollstrecken, und dieses ganze Volk kann mit Frieden an seinen Platz kommen.“ Moses befolgte den Rath seines Schwiegervaters.

Da die mosaische Verfassung durch und durch Theokratie sein sollte, so zögerte Moses nun nicht länger, die Fundamental-

gesetze seiner Verfassung zu verkünden, des Bundes und Gesellschaftsvertrags, welchen Jehovah mit dem hebräischen Volke schloß. Nach einige Tage hindurch dauernden religiösen Vorbereitungen promulgirte Moses, während eines Gewitters unter Posaunenschall die Grundlage der neuen theokratischen Verfassung, welche sich im Wesentlichen an die patriarchalischen Ueberlieferungen anschloß. Betrachten wir sie einzeln.

§. 1.

„Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Aegypten geführt hat, dem Hause der Knechtschaft. Nicht werden dir sein andere Götter außer mir, und nicht wirst du dir machen ein Götzenbild, noch ein Gleichniß des Alles, welches ist im Himmel oben, und auf der Erde und unter der Erde. Und sollst nicht vor ihnen niederfallen und vor ihnen beten, denn ich bin der Herr, dein Gott, ein eifriger Gott, welcher straft die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied derer, die mich hassen. Und barmherzig will ich sein den Tausenden, die mich lieben, und denen, die beobachten meine Satzungen."

Während in der patriarchalischen Zeit die Gebote Gottes in den Herzen seiner Verehrer sich von Generation zu Generation fortpflanzten, so werden sie nun codificirt, zu einem äußeren, schriftlichen Gesetze gemacht. Das ganze Volk ist so zum Sklaven seines Gottes, oder vielmehr seines Propheten gemacht, denn dieser achtet in seinem Gesetze den Volkswillen nur, um seiner Verfassung Eingang zu verschaffen. Im Zeitalter des Moses selbst hatte darum sein Gesetz den Charakter der Freiheit, denn es stand nicht im Widerspruch mit dem Volkswillen. Aber eine theokratische Verfassung, sobald sie einmal codificirt ist, macht Anspruch auf ewige Dauer, sie entwickelt sich nicht mit dem Volk. Die Priesterkaste, der Levitenstamm oder die Kirche, wacht eifersüchtig, daß kein Buchstabe an ihr verrückt werde, und um diesen ganz sicher zu stellen, macht man aus priesterlicher (göttlicher) Autorität einen Zaun (Mischnah) von Erklärungen, Zusätzen und neuen Satzungen, daß das frische Leben immer mehr unter abgestorbenen Formen erstarrt, daß das Gesetz und die

Bedürfnisse der Nation nicht mehr harmoniren. Die jüdische Geschichte bestätigt meine Bemerkungen. Da nach theokratischer Anschauung Gott nicht mehr im Herzen wohnet, sondern im starren Gesetze, so ist er auch kein Gott der Liebe mehr, sondern der „eifersüchtige Gott" der Furcht und „Rache." Er hat dem Volke die Wohlthat der nationalen Selbstständigkeit nicht erwiesen aus Liebe, sondern damit sie statt Pharaos Sklaven seine oder seiner Priesterkaste seien, welche er einschiebt zwischen sich und das Volk als vermittelnde Behörde, so daß der hebräische Priesterstand mit Recht einem Görres und den römischen Theokraten als Vorbild der römischen Hierarchie gilt. Eine nationale Bedeutung aber hat das schon in dem patriarchalischen Glauben begründete Verbot des Götzendienstes, der göttlichen Verehrung der Naturelemente nach ägyptischem und kananitischem Culte, denn Gott ist ja der Geist, welcher als das allgemeine Wesen vor der Natur und ihr Schöpfer ist, — auch kein Gleichniß des Alls, wie die pantheistischen Aegypter, sollen sie anbeten, wie diese z. B. unter der Zwiebel mit ihren ovalen Scheiben das Bild des Weltalls mit den Sternensphären verehrten. Doch ist das Verbot des Götzendienstes in rein negativem Sinn gegeben, keine Götzen anderer Nationen zu verehren, noch nicht in dem positiven Sinn: Gott, das Geistwesen nur geistig zu verehren, denn dies positive Gebot einer geistigen Gottesverehrung würde durchaus nicht zu dem theokratischen Charakter der Verfassung taugen, mit ihrer Priesterkaste, Opfern und dem Orakel der Bundeslade, lauter sinnliche Vermittlungen mit dem übersinnlichen Geiste.

§. 2.

„Und du sollst den Namen deines Gottes nicht ohne Grund gebrauchen, denn der Herr, dein Gott, wird den nicht reinigen, der seinen Namen grundlos braucht." Wer erinnert sich hier nicht der jüdischen Vorstellungen, die dem Ausspruche des Namens Jehovah eine hohe, segensreiche Kraft beilegen, die sich in Fluch verwandle, wenn es ohne hohe Ehrfurcht geschieht. Daher die ungemeine Scheu der Juden, den Namen Jehovah auszusprechen, wofür sie lieber den syrophönizischen Namen Adonai, unser Herr, gebrauchen (Adonis).

§. 3.

„Gedenke zu heiligen den Tag der Sabbathe. Sechs Tage arbeite und thue alle deine Werke. Am siebenten Tage aber feiere den Sabbath dem Herrn, deinem Gotte. Nicht wirst du thun an demselben eine Arbeit und nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Ochse, dein Gespann, dein Vieh und nicht der Fremdling, welcher in deinem Hause wohnt. Denn in sechs Tagen hat der Herr den Himmel erschaffen, und die Erde und das Meer, und alles in ihnen, und am siebenten hat er aufgehört, deßwegen segnete der Herr den siebenten Tag und heiligte ihn." Die Sabbathsfeier scheint aus dem patriarchalischen Cultus mit herübergenommen zu sein, denn sie beruht auf der Grundanschauung der patriarchalischen Religion. In sechs Epochen (Tagen) gestaltete sich das uns sichtbare Universum, durch den in demselben wirkenden Geist Gottes. Ebenso soll der Mensch, Gottes Ebenbild, sechs Tage körperlichen und äußerlichen Arbeiten widmen, sich mit der materiellen Substanz herumplagen, am siebenten aber soll er ruhen, d. h. sein Geist soll in sich einkehren, sich mit dem Uebersinnlichen beschäftigen, Gott, dem Geiste dienen.

§. 4.

„Ehre deinen Vater und deine Mutter, daß du glücklich werdest und alt in dem guten Lande, welches dir der Herr dein Gott giebt." Dieser §. enthält die Grundbedingung des patriarchalischen Gesellschaftszustandes, worauf das Familienglück ruht, auf das Moses höchst weise das Staatswohl gründen wollte, woran er erinnert durch die Worte: in dem guten Lande, welches der Herr geben wird, wo wir unsern Staat gründen wollen.

§. 5.

„Du sollst nicht ehebrechen." Der §. 4 könnte seinen Zweck, das Familienglück sicher zu begründen, nicht erreichen, wenn der §. 5 nicht gleiche Geltung hat, denn ohne Achtung der ehelichen Rechte eines andern, werde ich nicht nur seinen häuslichen Frieden stören, sondern auch meinen eigenen. Moses setzt darum harte und schwere Strafe (die des Steinigungstodes) auf den Ehebruch, die nur gerechtfertigt werden kann, wenn wir den poli-

tischen Zweck der mosaischen Verfassung berücksichtigen, während es immerhin bedenklich und rechtlos ist, den Ehebruch als moralisches Vergehen peinlich zu bestrafen.

§. 6.

„Du wirst nicht stehlen.“ Auch dieser § fließt aus demselben Beweggrunde die Familie zu sichern, denn die Urstaaten waren nur Verbindungen der Familien zur Sicherung ihres Eigenthums und ihrer persönlichen Freiheit und Sicherheit, weßhalb §. 7 folgt:

§. 7.

„Du wirst nicht tödten.“ Fällt aber eine Verletzung des Eigenthums, oder der persönlichen Sicherheit vor und das Gericht fordert dich über deine That, oder als Zeuge über die des Andern auf, so wirst du:

§. 8.

„Kein falsches Zeugniß zeugen wider deinen Nächsten.“ Aber nicht nur die unrechte That sollst du scheuen, sondern du sollst Gottes Gebote, welche in deinem Staate gelten, nicht einmal in Gedanken übertreten, denn Gott ist allwissend und sieht ins Herz. In diesem Sinne fügt Moses noch §. 9 und 10 hinzu.

§. 9.

„Nicht sollst du Begierde haben nach dem Weibe deines Nächsten.“

§. 10.

„Und nicht sollst du Begierde haben nach dem Hause deines Nächsten, noch nach seinem Acker noch nach seinem Knechte, noch nach seiner Magd, noch nach seinem Ochsen, noch nach seinem Joche noch nach seinem Gute und Eigenthum.“ Das Volk, welches durch das Gewitter (die Stimme Gottes) und das Rauchen des Berges erschrocken war, erkannte die prophetische Gesetzgeberwürde des Moses an (Exod. 20, 19); und sie sprachen zu Mose: „Rede du mit uns, wir wollen gehorchen, und laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben.“ Eine Bestimmung: (V. 24) „Einen Altar von Erde mache mir, darauf du dein Brandopfer und Dankopfer, deine Schafe und Rinder opferst. Denn an welchem Orte ich (von dem du kein sinnliches Bild

machen kannst) meines Namens Gedächtniß stiften werde, da will ich zu dir kommen und dich segnen.“ (V 25.) „Und so du mir einen steinernen Altar willst machen, sollst du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen (wie die Aegypter), denn wo du mit einem Messer drüber fährst, so wirst du ihn entweihen,“ scheint Moses aus dem patriarchalischen Herkommen genommen zu haben, die Altäre von Feldsteine zusammen zu setzen, um an den Ruheplätzen der nomadischen Züge zu opfern. Für Moses war die Bestimmung um so wichtiger, die Steinmetzen auszuschließen, als aus ihnen sehr leicht nach ägyptischen und kananitischem Vorbilde Bildhauer werden konnten, denn hat der Mensch die erste Stufe mechanischer Fertigkeit überwunden, so fühlt er den Drang, die inneren Bilder seiner Phantasie sinnlich darzustellen. Sinnliche Bilder vom Uebersinnlichen waren bei den sinnlichen Israeliten gefährlich für den Monotheismus.

Nachdem die nöthige Verwaltungsform gefunden und die Fundamentalgesetze der Constitution der Theokratie festgestellt, fügte Moses einen Criminalcodex bei, der ebenfalls ganz im Geiste der Theokratie gehalten ist, wenn gleich minder grausam, ja parthieenweise humaner als selbst die Strafgesetzgebungen des neuern Europa.

Seit der **Collatio legum Mosaicarum** und Theodosius dem Großen ist ungemein viel von den mosaischen Rechtsprinzipien zum Schaden und zum Nutzen in andere Gesetzgebungen aufgenommen worden, so insbesondere wirkte die Bestimmung des Moses (Exod. 21, 2.) „So du einen hebräischen Knecht kaufest, der soll dir sechs Jahre dienen, im siebenten Jahr soll er frei ledig ausgehen,“ zur Aufhebung der Sklaverei, *weil die christlichen Bischöfe diese Ansicht in's Christenthum übertrugen*, daß kein Christ Sklave sein solle. Aber im Ganzen läßt sich auch im Mosaischen Gesetze die Härte, als Grundcharakter aller Theokratie nicht verkennen. Seit Jehovah durch Moses das Gesetz auf steinerne Tafeln geschrieben, galt jenes Gesetz, das er mit eignem Finger in's menschliche Bewußtsein geschrieben, nicht mehr. Nicht der Gott der Liebe ist der mosaische Gesetzgeber, sondern der Gott der Rache, dem es hauptsächlich um äußere

Gerechtigkeit zu thun ist, daher die Wiedervergeltung als Strafnorm: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß."

Hierzu kommen eine Menge umständlicher Polizeigesetze über Lebensweise und Sitten, welche höchst weise waren in Beziehung auf ein Volk, das auf der Stufe des Hebräischen stand, und zu seiner Existenz und Entwicklung der theokratischen Zuchtruthe bedurfte. Wenn aber unsere modernen Theokraten (Görres) die Ruthe des Aaron als Sinnbild der hierarchischen Gewalt der römischen Kirche nehmen, so müssen wir höchlich dagegen protestiren, denn wir sind frei genug, um sie zu entbehren. Da Gott der eigentliche Souverain des hebräischen Volks war, in dessen Namen die Priester und Richter nach dem priesterlichen Rechte (sie selbst heißen ebenfalls Götter Exod. 21, 6) regieren, so ist auch er der eigentliche Herr (dominus dominii directi) des Grundeigenthums, welches er gleichsam als Lehn an sein Volk zur Nutznießung überläßt, wofür dasselbe den Zehnten an die Priesterkaste nebst vielen Opfern als Tribut entrichtet.

Hieraus fließt die Einrichtung des Jubeljahrs, welche rein feudaler Natur ist. Denn ist nicht der zeitliche Besitzer, sondern Gott als Lehnsherr der Eigenthümer, so kann jener auch nicht sein Gut an einen dritten mit dem Eigenthumsrecht, welches er selbst nicht hat, veräußern, nur das Nutzungsrecht kann für eine Reihe von Jahren veräußert werden. Deßgleichen kann kein hebräischer Mann sich für immer als Knecht des Andern verkaufen, denn alle sind ja schon (Leibeigene) Leute, Volk (κλῆρος) Gottes. Als Trost in zukünftigem Unglück gab Moses seiner Nation (Buch 5, K. 18, 15) die Verheißung eines neuen Propheten mit, durch den Jehovah sie abermals retten werde, wie einst durch den Moses. „Einen Propheten, wie mich — Moses — wird der Herr, dein Gott, aus dir erwecken, und aus deinen Brüdern, dem sollt ihr gehorchen," und V. 18: „Ich will ihnen einen Propheten, wie du (Moses) bist, erwecken aus ihren Brüdern und meine Worte in seinen Mund geben, der soll zu ihnen reden alles, was ich ihm gebieten werde." An diese Verheißung knüpften sich die Erwartungen der jüdischen

Nation in allem ihrem Unglücke an. Wie die Sage in die unschuldige Kindheit des menschlichen Geschlechts das Paradies verlegt, das durch die Sünde verschwunden sei, so erwartete man durch einen neuen Propheten die Wiederherstellung jenes glücklichen Zustandes. Wohl aber ist zu unterscheiden, daß dieser Messiasbegriff eines Erlösers erst von den Propheten ausgebildet ward. In der Verheißung des Moses ist nur ein nationaler Prophet, gleich ihm, versprochen.

Das Judenthum der Propheten.

Die hebräische Nation hatte unter Josua und dessen Nachfolger einen großen Theil von Kanaan erobert und ihren theokratischen Staat begründet. Durch den Hohepriester, oder den Priester des Orakels der Bundeslade war, die politische Einheit der Nation repräsentirt. Noch hatte Moses manche Veranstaltungen getroffen, um dem religiösen Zusammenhange eine realere Haltung zu geben. Der Levitenstamm sollte als Priesterkaste keine abgesonderte Provinz bewohnen, sondern in eignen Städten, die zerstreut lagen in allen Stämmen, welche den Zehnten an denselben zu entrichten hätten. So lange das von Moses angefachte Heldenfeuer der Nation dauerte, erhielt sich auch seine Verfassung unter allen Stürmen aufrecht. Von Zeit zu Zeit erhoben sich heldenmüthige Männer, welche Siege nach Außen erfochten, und unter dem Namen Richter (Suffeten, Schofetim) die Ruhe im Innern aufrecht erhielten. Doch als die Nation mehr an ruhigen Besitz gewöhnt war, und ruhigen Genuß wünschte, sehnte sie sich auch nach einer festeren Verfassung, nach einem Königthum. Die Richter ohne ererbte Autorität waren zu häufig nur die Spielbälle herrschsüchtiger und ehrgeiziger Oberpriester. Durch die theokratische Verfassung stand freilich die gesetzgebende Gewalt dem Könige nicht zu, sondern nur die executive als Richter, Verwalter und Feldherr, er war nur der Lehnsträger Jehovahs, der durch sein Orakel, den Oberpriester der Bundeslade, strenge Aufsicht führte. Ja auch nicht das Recht hatte der König, die Gesetze zu interpretiren, sondern

dieß stand der Priesterkaste zu. So war es unmöglich, daß das Königthum eine dauerhafte und glückliche Verfassungsform für den jüdischen Staat werden konnte. Der erste König, ein persönlich tapferer und verständiger Mann aus dem kleinen Stamm Benjamin, spielte den priesterlichen Intriguen gegenüber ganz die Rolle eines Monarchen in einem Wahlreiche, dem keine große Hausmacht zu Gebote steht. Die priesterliche Politik stellt in David, aus dem mächtigen Stamme Juda, Sauls Nachfolger, einen siegreichen Nebenbuhler um den Thron entgegen. Wie schwer man es von priesterlicher Seite machte, die königliche Autorität zu begründen, kann man aus der Schilderung abnehmen, welche die Priester vom Königthum machten. 1. Buch Samuels K. 8, 11 gibt der dem Königthum feindliche Hohepriester folgende Schilderung davon, die gewiß nicht geeignet war, dem neuen Könige die Herzen zu stimmen: „Das wird des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird. Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben. Und zu Hauptleuten über Tausend und Fünfzig, und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Aerndte, und daß sie seinen Harnisch und was zu seinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure beßten Aecker und Weingärten und Oelberge wird er nehmen und sie seinen Knechten geben. Dazu von Eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und feinsten Jünglinge und euere Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit verrichten. Von euren Heerden wird er den Zehnten nehmen und ihr müßt seine Knechte sein. Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euern König, den ihr erwählt habt, so wird euch der Herr in derselben Zeit nicht anhören." Ueber fortwährende Priesterverschwörungen gegen Saul gibt uns Sam. 22, 13 einigen Aufschluß, wo der König den Priester Abimelech mit seinen Genossen anredet: „Warum habt ihr einen Bund wider mich gemacht?"

Eine bessere, wenigstens klügere Politik befolgte Sauls Nachfolger David, der sich ganz mit dem blendenden Glanze eines Chalifen umgab, mit der Priesterparthei hielt, und so die Ruhe im Innern herstellte, wie den Ruhm nach außen als Eroberer. Seine Regierung ist die Glanzepoche der jüdischen Geschichte, und die Verheißung des Moses, daß ein Prophet, wie er, in Israel aufstehen sollte, erhielt die nähere Bestimmung eines Wiederherstellers des David'schen Chalifats, so daß die Vorstellung nahe lag, der Messias werde aus Davids Familie sein und in seinem Stammsitze Bethlehem geboren werden. Micha 5, 1: „Und du Bethlehem, Haus Ephratha, bist mit nichten die kleinste aus den Tausenden Juda's, aus dir wird hervorgehen einer, um zu sein der Heerfürst Juda's." Wie aber die Herrlichkeit Davids nicht in Bethlehem, sondern in Jerusalem blühte, so wird auch der Messias in Jerusalem auftreten. Jesaias 2, 3. „Von Zion geht aus die Lehre, und das Wort des Herrn von Jerusalem." Als unter den Nachfolgern Davids die Nation, im Innern zerspalten und nach Außen unglücklich, die glückliche Zeit Davids zurücksehnte, so wiesen die Propheten, welche das Organ des nationalen Unwillens gegen die herrschenden Mißbräuche verdorbener Serailsregierungen waren, fortwährend auf den von Moses verheißenen Propheten hin, als den, welcher das Reich Davids wieder herstellte.

Das Judenthum in fortwährender Berührung mit dem Heidenthume bis auf Christus.

Die Stimme der Propheten hatte nicht die politische Wirkung, welche sie beabsichtigten, die Reiche Juda und Israel wurden die Beute der babylonischen und assyrischen Eroberer. Die Nation gerieth in Gefangenschaft, welche dadurch wichtig wird für die künftige Geschichte, daß die Juden sowohl viele neue heidnische Vorstellungen kennen lernen und dann auch ihre mosaischen darnach färben. Seit das Volk Gottes den feindlichen Eroberern unterlegen war, spielt der Teufel eine Hauptrolle in der jüdischen Theologie, zu der Lehre vom jenseitigen Paradiese tritt die der

jenseitigen Hölle (Gehenna). In seiner Siegerfreude hatte Kyrus den Juden gestattet, zurückzugehen in das Land ihrer Väter, Stadt und Tempel wieder aufzurichten. Die eifrigen Jehovahdiener machten von dieser Milde Gebrauch und erbauten mit unsäglicher Mühe die Stadt und den Tempel. Sie stellten ihre theokratische Verfassung unter dem milden Schutze des persischen Scepters her. Treue gegen das mosaische Gesetz ward nun zur Hauptgrundlage der restaurirten Verfassung erhoben. Zu gleicher Zeit bildeten sich einige Institutionen, welche darauf berechnet waren, wenn auch das mosaische Gesetz nicht rein von jüdischen Zusätzen, doch von heidnischen Einflüssen durch strenge Abgeschlossenheit zu erhalten. Hierher gehören namentlich die Schulen der Schriftgelehrten, welche an die Stelle der ehemaligen Prophetenschulen traten. Der Buchstabe trat nun an die Stelle innerer Begeisterung. Man gründete seine Gewalt auf Gelehrsamkeit und darauf, daß man die Blüthe der Jugend in die ordenartigen Schulen zu ziehen suchte. Ein alter Schriftgelehrter deutete dieß einst mit folgenden Worten an: Vermehrung der Schulen und Aufführung eines Zauns (Mischnah, Haupttheil des spätern Talmuds) um das Gesetz. Wer irgend im Volke etwas gelten wollte, sollte ihren Unterricht genossen haben. Was man in diesen Schulen lehrte, waren theils das Gesetz selbst, theils weitläufige Folgerungen aus demselben, die oft mit ungemeinem Scharfsinn, oft auch auf abgeschmackte Weise aus demselben gezogen wurden, endlich auch wirkliche Zusätze zu den mosaischen Urkunden, welche die Schriftgelehrten durch mündliche Ueberlieferung von Moses erhalten zu haben vorgaben, und denen sie gleichen Werth mit der Schrift beilegten. Dieses zweite Gesetz neben dem ersten ist es, was jener Rabbine bildlich mit dem Ausdrucke „Zaun" bezeichnet. Eigentlich nannte man es Mischnah; lange Zeit nur mündlich in den Schulen fortgepflanzt, wurde die Mischnah ungefähr hundert achtzig Jahre nach Christus zu Tiberias, unter dem jüdischen Patriarchen Judas dem Heiligen, schriftlich niedergelegt und bildete fortan den Grundtext des Talmud, der nachher noch mit einer Glosse, oder der Gemara vermehrt wurde,

wie die moderne Tradition durch Patristik, Scholastik und die Decisionen der revérénds pères. — (Vgl. Gfrörer, Geschichte der christlichen Kirche, Bd. I. S. 22, dem ich mich in diesem Abschnitte eng anschließe.)

„Die Schriftgelehrten nannten sich frühe, vielleicht seit Esdras Tagen, Pharisäer, deren Orden verdient, daß wir seine Geschichte, Lehren und Zustände mit aller Aufmerksamkeit beobachten, denn wir finden seine Prinzipien über Hierarchie, Tradition, stellvertretende Genugthuung, Heiligenverehrung wieder in dem Systeme der mittelalterlichen Kirche. Schon der Beruf der Pharisäer, sowie die Nothwendigkeit, ihr Ansehen bei der Nation ungeschmälert zu erhalten, zwang sie, mit äußerster Anstrengung alle Einflüsse fremder Kultur aus dem Judenthum zu verbannen. Bald trieben auch äußere politische Ereignisse sie in dieser Richtung weiter. Bei der Rückkehr aus Babel waren die Leviten mit unter den Ersten gewesen. Nach erfolgter Wiederaufbauung des Tempels erhielten sie ihre alten Rechte und Einkünfte zurück, und gaben dem Staate in der Person des Hohepriesters ein politisches Haupt. Aber bald versank die priesterliche Kaste durch Ehrgeiz und Herrschsucht, wie ehemals unter den Königen, in neues Verderben. Die Söhne des Hohepriesters Simon verdrängten einander von dem Stuhle ihres Vaters, und erkauften von den syrischen Königen die höchste Würde um Geld, wie der römische Stuhl im früheren Mittelalter häufig durch mächtige Nachbarn vergeben ward, ganz richtig nach den Grundsätzen derjenigen hierarchisch-feudalistischen Parthei, welche in der Gewalt ein Gottesurtheil sieht, welche, wie Adam Müller und Herr von Haller (Restauration der Staatswissenschaften) den Staat, „die kanonische Form der Menschheit“ auf Gewalt, also auf Brutalität gründen!

Durch den Schutz der fremden Herrscher, daneben auch durch Einmischung fremder Sitten, suchten sich diese Simonisten zu halten. Die Alt- und Rechtgläubigen, mit den Pharisäern an der Spitze, widerstanden hartnäckig. Durch diese innerlichen Gährungen wurde Antiochus der Erlauchte von Syrien, zur Einmischung in die jüdischen Angelegenheiten bestimmt. Um die

Kraft des Volkes zu brechen, erklärte er dem Gesetze und allen väterlichen Einrichtungen den Krieg. Viele Juden bluteten für den Glauben, da erhoben sich Mathias und seine Söhne, die Makkabäer, und errangen nach langen Kämpfen die Selbstständigkeit des jüdischen Staats. Der Orden der Pharisäer wirkte hierbei das meiste. Im Vertrauen auf ihre Unentbehrlichkeit maßten sie sich daher unter dem Makkabäer Hyrkan I. solche Macht an, daß dieser kräftige Fürst sich genöthigt sah, die Uebermüthigen mit Gewalt zu Paaren zu treiben. Aber nur für kurze Zeit konnten sie niedergehalten werden, schon unter der Königin Alexandra waren sie wieder in der Höhe und die eigentlichen Herren des Landes. Auch nachdem der makkabäische Stamm durch den Idumäer Herodes verdrängt war, wußten sie ihren Einfluß in vollkommener Blüthe zu erhalten, so sehr auch dieser Fremdling den jüdischen Nationalgeist und seine Wächter, die Pharisäer, fürchtete und haßte. Nur durch Zugeständnisse an sie vermochte er seine Herrschaft zu befestigen. Darum baute er den Tempel mit außerordentlichem Kostenaufwand in den größten Verhältnissen aus, so daß der erneute Bau mit dem alten Salomonischen sich messen konnte, während der von Esdras aufgeführte nur ein armseliges Nachbild des ersten vorstellte. Zur Zeit Jesu zählte die Pharisäersekte, nach der Angabe des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus, 6000 wirkliche Mitglieder. Das gemeine Volk, besonders die Weiber, folgten ihrem Antriebe, Gottesdienst, Glaube, Sitte, Gebräuche, Schulen waren von ihren Ansichten beherrscht, die höchste Behörde Judäas, der hohe Rath, oder das Synedrium von ihren Anhängern besetzt; selbst den Leviten, oder der gebornen Priesterkaste, hatten sie den Rang abgelaufen, was man daraus ersieht, daß vornehme Leviten, wie der Geschichtschreiber Josephus, sich in den Orden aufnehmen ließen; gerade wie hohe Geistliche und Staatsbeamte Mitglieder der Mönchsorden werden. Die Pharisäer sind es, welche den jüdischen Volksgeist in seiner starren Abgeschlossenheit festbannten, während zur Zeit Jesu alle Nationalitäten sich verschmolzen und aufgelöst hatten.

Lehrsystem der Pharisäer.

Der geistliche Hochmuth der Pharisäer hatte auch noch seine nationale Seite, weil Moses die Israeliten durch ein mystisches Blutopfer initiirt hatte zu Leuten (Leibeigenen, Gesinde) Jehovahs, so nannten sie sich par excellence das Volk Gottes, und die Pharisäer lehrten: „Von allen Nationen der Erde (Gfrörer a. a. O.) hat der Allmächtige nur die Juden zu seinem Eigenthum (seinem Gesinde, Gasindi) auserkohren; sie allein sind seine Leute und die übrigen Völker gelten vor ihm wie Koth. Gemäß der Liebe, die er zu den Auserwählten hegt, verlieh er ihnen eine eigenthümliche Offenbarung, welche in zwei Theile zerfällt. Nachdem Jehovah schon in der Urzeit mit den Stammvätern Israels, wie mit seinen Söhnen, auf's freundlichste verkehrt, enthüllte er dem ganzen Volke unter außerordentlichen Wundererscheinungen Seinen Willen auf dem Berge Sinai, wo Moses in Feuerflammen die 10 Tafeln und außerdem noch viele Vorschriften empfing, die der erhabene Gesetzgeber in 3 Büchern schriftlich hinterließ, und die dazu bestimmt sind, für alle Zukunft das Leben der Juden zu regeln. Auch nachher noch hat der Herr seinem Volke seine Ansichten auf lebendige Weise kund gethan, nämlich durch den Mund der Propheten, welche die Geschichte und Befehle, welche sie vom Herrn empfingen, ebenfalls schriftlich deponirten. Doch ist diese zweite geschriebene Offenbarung der ersten des Moses an Werth untergeordnet, und von derselben in gewisser Weise abhängig. Manche jüdische Lehrer behaupteten nämlich, aller heilige Geist, der je über jüdische Seher gekommen, stamme vom Sinai, denn dort sei die allgemeine Ausgießung erfolgt (vielleicht in einem feinen ätherischen Fluidum?), so zwar, daß auch die späteren Propheten, wie David, Jesaias, Jeremias, Daniel, sammt den Andern, deren Weissagungen in den heiligen Büchern stehen, ihre göttliche Begeisterung von dorther empfingen; denn obwohl nicht mit Leibern begleitet, wie Moses und seine Zeitgenossen, hätten jene Propheten, jedoch als vorweltliche Seelen, dem Akte auf Sinai beigewohnt und daselbst den heiligen Geist empfangen. Die göttliche Geschichte, welche sich später in ihrem irdischen

Leben erhalten hätten, seien eine Erinnerung dessen, was sie einst auf Sinai geschaut, oder wenigstens seien sie durch den Geist, der damals über sie kam, zu ihren Weissagungen befähigt worden. Gewiß ist, daß alle Pharisäer darin übereinstimmten, das Gesetz, oder die Bücher Moses ständen weit über den Propheten, obgleich sie auch diesen göttliche Geltung zuerkannten. Den Umfang der Offenbarungsurkunden, oder der heiligen Schriften bestimmten sie gerade, wie wir (denn die christliche Kirche hat ihren Kanon von den Juden entlehnt), fünf Bücher Moses, Josua, Richter, Samuel, zwei Bücher der Könige, Jeremias, Ezechiel, Jesaias, das Buch der zwölf kleinen Propheten, die Psalmen, Ruth, Hiob, Sprüchwörter, Prediger, hohes Lied, Klagelied, Daniel, Esther, Esras, Chronik." Außer dieser geschriebenen Offenbarung behaupteten sie noch eine mündliche zu besitzen, die ebenfalls vom Sinai stamme (eine Tradition), sofern Moses eine Menge Vorschriften, die er nicht niederschreiben wollte, den siebenzig Volksältesten, namentlich seinem Nachfolger Josua, mündlich mitgetheilt habe. Josua hätte dann diese kostbaren Vermächtnisse den späteren Weisen vermacht, diese wiederum ihren Nachfolgern, und so sei das zweite Gesetz (die Tradition) bis auf Esdras, und von ihm auf die Männer der großen Synagoge, die nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exile eingesetzt ward, fortgepflanzt, und von nun an in den Schulen der Pharisäer regelmäßig vorgetragen worden. Der behauptete Ursprung vom Sinai her stellte die neue Quelle göttlicher Offenbarung in der pharisäischen Tradition in gleiche Reihe mit dem geschriebenen Gesetze und den Schriften der Propheten, die ja dort ebenfalls ihren Geist empfangen haben sollten. Aber in der Praxis hatte die Tradition, wie auch in der römischen Kirche, die Hauptbedeutung. Der Pentateuch, wie die Bücher der Propheten, sind in hebräischer Sprache geschrieben, welche seit dem Exile nicht mehr vom jüdischen Volke gesprochen wurde, denn das Hebräische war seit dieser Zeit vom Aramäischen verdrängt worden, es bedurfte daher, um das Gesetz auszulegen, gelehrter Kenntnisse, die sich nur in den Schulen vorfanden, worin auch die Tradition gelehrt wurde. Schon aus diesem

Grunde ging die Auslegung und somit die Anwendung des Gesetzes in die Hände der Schriftgelehrten über. Ganz so in der *römischen* Kirche, welche nur noch einen Schritt weiter ging. Sie verhinderte auf alle mögliche Weise die Verbreitung der heiligen Schrift in den Landessprachen, belegte noch in neuester Zeit die Uebersetzer mit geistlichen Censuren, die Bibelgesellschaften mit Anathem. Nur Bibeln mit autorisirten und censirten Anmerkungen will sie zulassen, d. h. sie gibt zu, die Schrift zu lesen, aber nicht frei, sondern mit römischen traditionellen Glossen verpallisadirt, damit der Laie ihren Sinn nicht durch sie selbst erforsche, das Göttliche im Lichte des Göttlichen erkenne, sondern anschaue in der sinnlich-symbolischen Hülle hierarchischer (Priesterglaubenszünftiger) Vermummungen (Symbole). Die römischen Theologen selbst dürfen die heilige Schrift nicht erforschen nach ihrem eignen Geiste, sondern müssen sich an die tradirten Erklärungen halten. Alles, wie einst bei den Pharisäern, zu denen wir wieder zurückkehren. Fürs Zweite haben die geschriebenen Urkunden die religiösen und politischen Verhältnisse ihrer Zeit im Auge und fassen das Göttliche auf in der Form ihres Zeitbewußtseins, und sind zunächst für diese bestimmten Zeitbedürfnisse berechnet; so im Mosaismus vieles für eine Sklavenhorde, der man erst die Kette abgenommen und die ihre Freiheit noch nicht zu gebrauchen weiß; in den Evangelien und apostolischen Briefen sind die göttlichen Wahrheiten in einer Form ausgedrückt, welche sich noch der heidnischen und jüdischen Denkweise nähert. Allein die Umstände ändern sich mit der Zeit gewaltig, und es wird deßhalb nöthig, die alten Vorschriften an die neue Gestaltung der Dinge einzupassen; wegen des Besitzes der mündlichen Ueberlieferung glaubten sich die Pharisäer zu diesem höchst wichtigen Geschäfte ausschließend befähigt, und so kam es denn, daß die geschriebene Offenbarung der sogenannten mündlichen Tradition allmählich dienstbar ward. Gfrörer a. a. O. S. **27**. In zahlreichen Stellen rabbinischer Schriften, die dem zweiten bis zum vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung angehören, finden sich sehr starke Aussprüche einzeler Lehrer, durch die Gesetz und Propheten weit unter die Ueberlieferung herabgewürdigt werden.

So heißt es z. B. Kap. XI, 3 Mischnah Sanhedrin: „es ist ein schwereres Vergehen, Etwas wider die Schriftgelehrten und ihre Tradition zu sagen, als wider die Worte des Gesetzes.“ Ebenso wacht die römische Kirche viel eifersüchtiger über ihre Tradition, als über die Reinheit des Evangeliums, welches sie nicht viel kümmert, denn die römischen Satzungen lassen sich nicht daraus erweisen. Man macht es noch mit den geschriebenen Urkunden wie die Pharisäer, setzt ihnen eine Tradition an die Seite, welche sich dem Buchstaben anschließt und den Geist vernichtet.

Weil die pharisäische Tradition angeblich vom Berge Sinai stammte, schrieben sie ihr göttlichen Ursprung zu, jedoch nicht ebenso große Begeisterung (heiligen Geist) den Schriftgelehrten, wie den Propheten. Der Talmud und der Geschichtsschreiber Josephus (selbst Pharisäer), lehren: „Nachdem die letzten Propheten Haggai, Zacharias und Maleachi gestorben waren, hörte das Urim und Thumim, wie der heilige Geist auf, in Israel zu wirken.“ Doch gaben sie vor, noch eine Art von göttlichem Orakel zu besitzen, die Bathkol, oder Tochter der Stimme. Es herrschte nämlich die Ansicht, daß ein Laut aus den Wolken, dem Heiligthum, den Häusern, Höhlen, dem Blitze (wie der Pharisäer Saulus vernahm) den Willen Gottes über einen Entschluß oder Ereigniß andeute. Man betrachtete sie als Augurien oder göttliche Entscheidungen, wie die Stimme des heiligen Geistes bei der Taufe Jesu auf dem Tabor.

In dieser Tradition, auf die während des Exils, wie auf die ganze Dämonologie der Zoroastrismus den sichtbarsten Einfluß hatte, bildeten die Pharisäer ihre Lehre aus von der sinnlich ausgeschmückten Herrlichkeit der jenseitigen Welt oder des Himmels, in welchen sie Gott als idealisirten Chalifen mit der höchsten rabbinischen Weisheit und idealisirte Menschen als seine Hofchargen und Engel setzten. Wie nach der Zendavesta sieben Anschaspands (Erzengel) um den Thron des Ewigen stehen, so nach der pharisäischen Lehre sieben Erzengel, an deren Spitze Michael, als der himmlische Vertreter des Volks Israel (Hermes). Die niederen Engel haben, wie die Izeds der Zendavesta, verschie-

dene Verrichtungen; sie sind gleichsam die himmlischen Leviten und heißen Engel des Dienstes. Andere Engel sind als Elementargeister der Erde, dem Feuer, dem Wasser, der Luft, dem Mineral-, Thier- und Pflanzenreiche vorgesetzt, oder versehen Schutzdienste über die Menschen.

Eine sehr wichtige Rolle spielte, wie in allen Priesterreligionen, die Lehre von Hölle und Teufel. Jene, Gehenna genannt, ist nicht im Mittelpunkt der Erde, sondern neben dem Paradiese, aber durch einen tiefen Abgrund getrennt. (Vergl. Parabel von dem armen Lazarus, der über diesen Schlund nicht hinüber kann, um dem Prasser zu helfen.) Ueber den Teufel waren die Schulen der Pharisäer nicht einig. Einige nahmen, nach Art des bösen Gottes Arihman, in der Zendavesta ein böses Urwesen an, Samiel, der das Böse in die Welt brachte, indem er einen Theil seines Giftes der Schöpfung beimischte, namentlich dem ersten Menschen, dem Adam, einem Mannweib von Riesengestalt. Eine andere Ansicht war die, die Teufel seien gute Engel gewesen, hätten sich aber aus fleischlicher Begierde mit Töchtern der Menschen vermischt, und in drei- und vierfacher Abstufung seien von ihnen die Geschlechter der Riesen und Dämonen entsprossen, welche letztere in die Leiber der Menschen fahren, — die Besessenen. Man bezog sich auf die Stelle I. Moses K. 6. V. 2. „Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen wie sie schön waren, und nahmen sie zu Weibern, welche sie sich ausgelesen hatten." Unter Kindern Gottes versteht Moses freilich keine übersinnlichen Wesen, sondern die frommen Nachkommen des Seth, welche sich mit den Töchtern der bösen Kainiten verheiratheten. Die pharisäische Lehre von der Präexistenz der Seelen streift stark an die persische und ägyptische Theorie von der Seelenwanderung. Einige Seelen, wie die Henochs und der Propheten, fahren sogleich in das Paradies, andere in die Hölle oder ins Fegefeuer, oder, wie die Riesenseelen und Dämonen, in die Leiber der Besessenen. Bisweilen erscheinen die Seelen der Verstorbenen den Gerechten, um sie zu trösten und zu belehren. So war allgemein der Glaube verbreitet, der Prophet Elias werde wieder kommen und neuge-

boren werden, wenn der Messias erscheine. Zur Zeit der Riesen gab es auch kolossale Unthiere auf der Erde, den Riesenochsen Behemoth und das Seeungeheuer Leviathan. Wegen ihrer Gefräßigkeit und Größe tödtete sie der Herr und salzte ihr Fleisch ein als Leckerbissen für die Seligen im Paradiese. Das Gute und Böse thun die Menschen nicht aus sittlicher Kraft, sondern zwei Triebe (Jezers) sind ihnen eingepflanzt zum Guten und zum Bösen, je nachdem der eine oder der andere Trieb überwiegt, thut der Mensch das Gute oder Böse. Man sieht, wie in der pharisäischen Lehre das Dogma von der Gnade und Unfreiheit präformirt worden ist. Der böse Jezer steht in enger Verbindung mit Adams Erbsünde. Doch gab es über Prädestination und sittliche Freiheit kein allgemeines Dogma. Besonders wichtig waren die Lehren von den Mitteln und Wegen, wodurch sich der Mensch das göttliche Wohlgefallen und die Seligkeit mit allem sinnlichen Glücke des Paradieses erwirbt. Eigenes und fremdes Verdienst verhilft dazu. Am höchsten steht die werkthätige Liebe zu Gott und den Menschen nach dem Gesetze (Werkthätigkeit). „Doppelt und dreifach," heißt es im Buche Sifri, „ist der Lohn dessen, der aus Liebe zu Gott Gutes thut." Also unser Herrgott bezahlt Interessen, um welcher willen der rechte Pharisäer das Gute thut. Deßgleichen findet man in mehreren Stellen: „der Spruch Leviticus (19, 18) du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, ist die erste Regel im Gesetze." Freilich war es nicht gewöhnlich, unter Nächsten auch den Nichtjuden zu verstehen, sondern die Leute Gottes. Durch dieses Anstreifen des Pharisäismus an den wahren Mosaismus täuschte er die gläubige Menge und fand fruchtbaren Boden für die Aufnahme seiner Irrthümer, gleich wie Irrlehrer sich an christliche Vorstellungen anschmiegten, um die unchristlichen sicherer einzuschwärzen

Was den Nächsten lieben heiße, darüber erklärt sich eine Ueberlieferung des Talmud (Schabbath S. 31) folgendermaßen: „Ein junger Heide kam zu Rabbi Hillel und bat ihn, ihm den Inhalt des Gesetzes aufs Kürzeste mitzutheilen. Rabbi Hillel erwiederte: „Was Du nicht willst, das man Dir thut, das thue auch keinem Andern. Dieß ist die Summe des Gesetzes, alles andere

dient bloß zur Auslegung." Die Liebesdienste gegen den Nächsten umfaßten sie unter dem gemeinschaftlichen Namen der Barmherzigkeit und hoben besonders folgende hervor: Nackte zu kleiden, den Bräutigam und die Braut zusammen zu geben, Kranke zu besuchen, Arme zu speisen, sein Gut an Dürftige auszutheilen. Namentlich galt letztere Eigenschaft, oder die Bereitwilligkeit, Almosen zu geben, für verdienstlich und erhielt vorzugsweise den Namen Gerechtigkeit. Neben den Werken der Nächstenliebe erhielten Demuth, Andacht im Gebet, Buße, eine hohe Stelle; auch der Glaube ward unter die wichtigsten Gnadenmittel gerechnet, und zwar zogen die Pharisäer bereits die Folgerung, welche später in der römischen Kirche so wichtig ward, außer der rechtgläubigen Kirche gäbe es kein Heil, die Ketzer seien alle ewig verloren. Kap. X, 1 der Mischnah Sanhedrin heißt es: „Ganz Israel (wenn sie vor dem Tode Buße thaten auch die Sünder) hat Theil an der zukünftigen Welt. Einzig ausgenommen sind die, so da sprechen: es sei keine Auferstehung der Todten nach dem Gesetze, das Gesetz sei nicht vom Himmel gegeben, und die, welche die Schulen der Weisen (die jüdischen Kirchenväter) gering achten. Daher der wilde Haß, mit welchem die Pharisäer schon zur Zeit Jesu die übrigen Sekten des Judenthums, noch mehr die Heiden, am allermeisten seit dem Aufkeimen unserer Kirche die Christen verfolgten. (Sie lieferten das getreue Vorbild der Inquisition!) Am meisten Nahrung zog der rabbinische Stolz aus der Beobachtung der vielen Ceremonieen. Zahlreich sind im neuen Testament die Stellen, wo die Pharisäer Christum wegen Uebertretung derselben anfeinden. Mit diesen Anzeigen unserer heiligen Bücher stimmen die späteren Schriften der Sekte vollkommen überein. Unter allen heiligen Gebräuchen aber, lehren sie, sei die Sabbathfeier die vornehmste. Wer derselben vollkommen nachkomme, erringe vollkommne Vergebung der Sünden, wenn er auch die schwersten begangen habe. Von der nachlässigen Feier des Sabbaths rühre alles Unglück her, das je über Israel gekommen, die Unterjochung durch die Heiden, die zweimalige Zerstörung des Tempels von der Stadt. Würde der Sabbath nur zwei-, dreimal in

Israel recht begangen, so müßte der Messias unfehlbar erscheinen. Diejenigen nun, welche die eben beschriebenen guten Werke (Ceremonieen beobachtet) geübt, besitzen Verdienst bei Gott, und haben das Recht, auf Lohn für jede einzele Pflichterfüllung Anspruch zu machen. Aber in der Abrechnung findet von vornherein ein bedeutender Unterschied statt. Die Erfahrung zeigt, daß es auch unter den schlechten Menschen keinen gibt, der nicht während seines Lebens wenigstens ein gutes Werk geübt. Da nun die göttliche Gerechtigkeit, gemäß den jüdischen Ansichten, von der ausgleichenden Gerechtigkeit forderte, daß jedes Verdienst seinen Lohn erhalte, und da sie andererseits sonst schlimmen Menschen wegen weniger guten Werken die Seligkeit nicht zusprechen wollte, so behaupteten sie, daß einzele gute Werke der Bösen in diesem Leben belohnt würden, während sie in der Ewigkeit die Strafen ihrer Sünden zu erleiden hätten. Namentlich geht es den Heiden so. Die Frommen sind dagegen auf Erden unglücklich, um im Himmel ungetrübte Freuden zu genießen. Mit der großen Masse des auserwählten Volks hält Gott in der Ewigkeit Abrechnung und wägt die guten und bösen Thaten. Nur wenige haben gute Thaten im Uebergewicht. Einzele Männer jedoch erfüllten das Gesetz vollkommen, so daß sie sich unermeßliche Verdienste sammelten. Dieser Ueberschuß, den die Heiligen (Patriarchen, Propheten und Pharisäer) für ihre Person nicht brauchen, kommt nun den gläubigen Israeliten zu gut, um ihr Deficit zu decken.“ (Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. I. S. 34—36.) Man sieht, in welchem innigen Zusammenhange die Lehre der Werkheiligkeit und der Rechtfertigung durch fremde Verdienste mit der römischen steht und welches ihre Quelle ist.

Bezeichnend ist folgende Stelle des Talmud (Berachot Jeruschat S. 36 a.), wo Rabbi Schimeon Ben Jochai sagt: „Abraham mag wegen seines Verdienstes die ganze Welt versühnen, von seiner Zeit bis zu meinen Tagen. Ich will sie versühnen bis ans Ende der Dinge, wo aber mein Verdienst allein nicht ausreichen sollte, so nehme ich den Rabbi Achia von Schiloh zu mir, dann versühnen wir zusammen alle Welt.“

Wegen dieses Glaubens an das stellvertretende Verdienst Abrahams pochen sie denn auch immer auf die Abstammung von ihm, was ihnen Jesus bei Johannes 8, 32 streng verweist: „Wenn ihr die Wahrheit erkennet, so wird sie euch frei machen." Da antworteten sie ihm: „Wir sind Abrahams Samen, sind wir Jemands Knechte gewesen, wie sprichst du denn, ihr sollt frei werden." Jesus antwortete ihnen und sprach: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht."

In genauem Zusammenhange mit dieser Lehre von der Verdienstlichkeit der Leiden steht die von den Kasteiungen und Fasten. Leiden, die Gott in diesem Leben über uns verhängt, büßen Sünde ab. Es ist daher als Gnade anzusehen, in diesem Leben Unglück zu haben, weil es uns zur Seligkeit in jenem verhilft. Wenn Heilige, die nichts abzubüßen haben, Leiden erdulden, so gibt dieß ihnen in der Ewigkeit einen Ueberschuß, welcher in den Gnadenschatz der Verdienste kommt, welche Gott denen, welchen sie mangeln, zuertheilen kann. Für das schwerste Leiden halten die Rabbinen den Tod, darum auch für das kräftigste Sühnmittel. Nach der Mischnah Sanhedrin 6, 2 lehrte man die Verbrecher, wenn ihnen die Kraft fehlte, vor ihrem Tode eine Beichte abzulegen, zu sagen: Mein Tod sei die Versöhnung aller meiner Missethaten, und er erhält eine Art Generalabsolution, die ihn selig macht. Wenn nun der Tod des ruchlosen Verbrechers eine so große Kraft hat, so folgt hieraus, daß der Tod schuldloser und verdienstvoller Heiligen eine unendliche Sühnkraft habe. Man lehrte darum, daß der Tod der Heiligen und Propheten Israel versöhne, für welches sie ihre Seelen (Leben) hingegeben hätten. Auch Jesus erinnert an diese Lehre, indem er den Juden vorwirft, daß sie die Propheten getödtet und nun ihn, den Messias, tödten wollten. Es mußte nun unter den, aus der pharisäischen Schule gekommenen Anhängern Jesu natürlich die Vorstellung entstehen, der Tod des Messias hätte den Zweck, die Sünde des Menschengeschlechts in Folge der Erbsünde zu sühnen, Christus sei ein umgekehrter Adam, ein Opfer für die Menschheit. Die Sekte, oder vielmehr der Orden der Pharisäer, hatte zur Zeit Jesu weitaus den bedeutendsten

Einfluß, ihre Macht war die realste, weil sie im jüdischen Nationalbewußtsein wurzelte. Die Verfasser unserer neutestamentlichen Schriften waren durchaus von der pharisäischen Welt- und Lebensanschauung befangen, — ein Umstand, den man bei Beurtheilung unserer Religionsurkunden nicht aus dem Auge verlieren darf. Die pharisäischen Ansichten waren zur Jesu Zeit so eng mit dem Volksbewußtsein verwachsen, daß sich Christus gewiß begnügen mußte, die offenbar unmoralischen Lehren zu bekämpfen, während er die dogmatischen Vorstellungen schonte, und es einer spätern Zeit überließ, sie auszurotten. Aber unsere Evangelien sind nicht einmal urkundliche Geschichte, sondern Sagengeschichte, denn aus mündlichen Ueberlieferungen wurden sie lange nach Jesu Tod abgefaßt. Ein Theologe, dessen christlicher Glaube und fromme Richtung bekannt ist, äußert sich über die Evangelien folgendermaßen:

„Ich betrachte als Quelle der drei ersten (synoptischen) Evangelien die Ueberlieferung, welche während der ersten Jahrzehnte der urchristlichen Periode unter den Christen in Umlauf war. Diese Ueberlieferung, die schon an sich über einzelne Thatsachen des Lebens Jesu schwankte (wie denn jede Ueberlieferung beweglich und veränderlich ist), wurde von jedem der drei Synoptiker nach einem eignen Plane (zu dem jedoch wahrscheinlich der des Matthäus die Grundlage lieferte) und nach eigenthümlichen Ansichten behandelt. Hieraus wird uns klar, daß die Abweichungen und Verschiedenheiten der Evangelien unter sich keine gezwungene Vereinigung zulassen, weil sie schon in der schwankenden Sage begründet sind. Daraus folgt ferner, daß die Wundererzählungen keine Geschichte sind, sondern eine Composition von Thatsachen und den jüdischen Vorstellungen überirdischer Ursachen." (De Wette, Commentar zu Matth. S. 1.) Was uns fest stehen bleibt, ist die Thatsache, daß Jesus von Nazareth der zeitliche Stifter der christlichen Kirche ist. Ueber den Inhalt seiner Lehre, den Zweck seiner Mission und der von ihm zu gründenden Gemeinschaft spricht er sich am deutlichsten aus in seiner Bergpredigt. Analysiren wir dieselbe darum näher. (Matth. 5, 3.) „Selig sind die Armen am Geiste, denn das Himmelreich ist ihnen." Das heißt: Selig sind die,

welche den Geist nicht erniedrigen zum Dienste der Sinnlichkeit, welche umgekehrt ihm dienen soll, welche aber geistigen Mangel fühlen nach Gerechtigkeit, Wahrheit, Gnade. Diese Armen sind zunächst die leidenden Bürger der jüdischen Theokratie, deren Sehnsucht und Trost der Messias ist. Christus spricht von solchen Unglücklichen im Geiste, die sich darum nicht unglücklich fühlen, weil ihnen äußeres Wohlsein, Herrschaft, Macht, Ehre fehlt, weil die Theokratie von den Heiden unterdrückt und die jüdische Nation dienstbar ist, sondern weil ihnen Licht, Heil, Wahrheit, Gerechtigkeit fehlt, weil sie sich vom Sündenelende gedrückt fühlten. Christus will Anhänger von zerknirschtem Geiste, die nach Sündenvergebung schmachten und Gott um ein reines Herz anflehen, wie der Psalmist. (Psalm **51.**) Aus diesen Armen im Geiste (Bußfertigen) will der Erlöser seine neue Gemeinschaft gründen, deren Recht und Fundamentalgesetz die Liebe sein soll, die absolute Liebe zu Gott und zu Gottes ganzer Familie, der Menschheit. In diesem Sinne nennt er diese christliche Gemeinschaft das Himmelreich. (V 5.) „Selig sind die Sanftmüthigen (*οἱ πραεῖς* Geduldigen, Dulder), denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Die Dulder sind die, welche nicht mit irdischer Gewalt das Messiasreich herstellen wollen, wie die fleischlich gesinnten Juden, sondern in ihrem Innern das Gottesreich aufbauen. Der Begriff, das Erdreich (Land) besitzen, ist ebenfalls ein theokratischer, aber Jesus vergeistigt ihn und erhebt ihn zur Idee der siegreichen Herrschaft und Glückseligkeit im geistigen Leben.

Gleichen Sinn hat V. 9. „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ Die Kinder Gottes sind die, welche das Familiengesetz Gottes, die Liebe, anerkennen. (V. 8.) „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Jesus forderte für die Mitglieder seines neuen Reichs eine höhere Herzensreinheit, nämlich die Reinheit von allen fleischlichen Begierden und Bestrebungen, die reine Sehnsucht nach dem geistigen Heile. Gott schauen aber bezeichnet die unmittelbarste geistige Gemeinschaft mit Gott, nicht bloß in jener Welt, sondern auch hienieden. Dieser Auslegung

widersprechen die Stellen 2. Mos. 33, 20., Joh. 1, 18. 6, 46. 1. Timoth. 6, 16 nicht, wo es zwar heißt: Gott könne Niemand sehen, oder habe Niemand gesehen, denn dort ist Sehen so viel als Erkennen. Kinder Gottes, oder im Griechischen: Söhne Gottes, sind die Mitglieder der Familie Gottes oder des Himmelreichs, Messiasreichs, deren Haupt Christus darum schlechthin: Sohn Gottes heißt. V. 17—20 erklärt Jesus den Zweck seiner Sendung: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetze bis das alles geschehe. Wer nun eins von diesen kleinsten Geboten auflöset und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich." Man erwartete, der Messias werde Gesetzgeber sein (ein Prophet wie Moses im Exodus), das Gesetz umwandeln; Ueberspannte hofften vielleicht die Aufhebung des mosaischen Gesetzes, und Uebelgesinnte gaben Jesu diese Absicht Schuld. Gegen diese Ansicht erklärt er 17—19, daß er das Gesetz nicht aufheben, sondern vervollkommnen werde, und daß er (V. 20) gemäß dieser Vervollkommnung eine höhere Gerechtigkeit, als die pharisäische, fordere, nämlich Gerechtigkeit des Innern, der Gesinnung und der Liebe. Diesen Gedanken führt er in Beziehung auf mehrere mosaische Gebote aus, indem er seine Erklärung und die pharisäische neben einander stellt. (V. 20.) „Denn ich sage euch, es sei denn, daß eure Gerechtigkeit besser sei, denn die der Schriftgelehrten und Pharisäer; so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen."

Nachdem Jesus von V. 21—43 Beispiele zur inneren Gerechtigkeit gegeben, geht er auf das Fundamentalgesetz seiner Gemeinschaft, des neuen Bundes der Menschen, mit ihm über auf die Liebe. Sie ist ganz und durchaus Grundgesetz unseres Handelns, wie Gott der Vater unserer großen Familie jedem das Gute, ohne Unterschied erweist (seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte), so sollen wir alle unsere Brüder

mit Liebe behandeln, selbst wo sie uns mit Haß begegnen. Wir sollen die Humanität (das Wesen der Menschheit in ihrem Ganzen) in unserem Handeln gegen die Einzelen heraustreten lassen, nicht uns auf den Standpunkt des particularistischen, vereinzelten (Egoismus) stellen. (V. 43.) „Ihr habt gehört, daß gesagt ist, du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn so ihr nur die liebet, die euch lieben, was werdet ihr für einen Lohn haben? — Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Der Glaube ist die innere Befähigung zur Theilnahme am sittlichen Reiche Gottes (Kirche) auf Erden. Das Grundgesetz ist die Liebe, also freie Vereinigung. Wo Zwang herrscht, stirbt die Liebe ab, Freiheit ist darum die nothwendige Form der wahren Kirche Christi. Die Freiheit ist ebenso gut eine innere, theoretische Glaubens- und Gewissensfreiheit, als eine praktische in den äußeren Zuständen. Es ist der Grundfehler aller seitherigen positiven Confessionen des Christenthums, daß sie den Glauben an die sinnlich-leibliche Person Jesu zum Grundgesetze für ihre Kirche machten. Jesus Christus aber wollte nicht den Glauben an seine Person, sondern an seinen Vater im Himmel (Geisterreich), dessen Söhne Alle sind, so seinen Willen erfüllen. Das Wesen des Menschen aber ist der Geist, und nur an den Geist, als die Gottheit, kann der Geist glauben, der in allen Menschen, in der ganzen Menschheit zur Erscheinung kommt. Die Menschheit aber ist Christus, die Menschwerdung Gottes. Sobald der Geist eines Menschen als göttlich anerkannt wird, und nur dieser Eine als Mittler gesetzt zwischen Gott und Sterblichen, so ist die Unfreiheit der Menschheit theoretisch ausgesprochen, die praktische Sklaverei kann dann nicht ausbleiben. In dem Glauben an die sinnliche Person ist die Quelle der christlichen Hierarchie, der Dogmen und Symbole, — die Apostel waren im jüdischen Bewußtsein befangen, erwarteten ein sinnliches Messiasreich und legten darum auf die leibliche Person Jesu so hohes Gewicht, wo-

durch ihnen der innere, ideale Gehalt der christlichen Lehre zum Theil verloren ging. Man erwartete nach dem Tode Jesu von einem Termin zum andern die Rückkehr des Herrn aus dem Himmel, daß er sein messianisches Reich begründe. Das ganze apostolische Zeitalter war von diesem Glauben beherrscht, und gab daher der Kirche schon im Anfang die Form einer Vorbereitungsanstalt für das künftige Messiasreich. Man führte Gütergemeinschaft ein, starb willig den Martertod, denn im Glauben an die Auferstehung des Fleisches waren alle sicher, bei der Rückkehr des Messias, Leben und Güter in verklärter Herrlichkeit zurück zu erhalten.

Die Kirche bekam so ganz die Form einer asketischen Disciplinaranstalt für das Messiasreich. Aber nicht das im Heidenthum herrschende natürlich sinnliche Element sollte bekämpft werden als böse und als böse Welt, sondern man stellte dieser bösen Welt zugleich eine gute gegenüber, die Kirche. In Jerusalem unter Juden hatte man anfangs die jüdische Tempelverfassung nachgeahmt, und so die Hierarchie begründet. In Rom nahm sie hierauf die Form einer antiken Republik an, deren Patrizier die Priester, deren Plebs die Laien (λαὸς, plebs, Volk) waren. Wie jene Patrizier die Augurien, Auspizien, Orakel und Opferdienst inne hatten, so auch die christliche Geistlichkeit, wodurch die Unfreiheit der Laien zur gesetzlichen Constitution ward, und der Grundgedanke Christi von seinem freien Reiche der Sittlichkeit vollkommen erstickt wurde. Wohl hörte später der Glaube an eine baldige Rückkehr des Gekreuzigten auf, aber man gab die Hoffnung nicht auf, daß er einst noch kommen werde, um eine allgemeine Auferstehung der Todten zu feiern, eine gerichtliche Scheidung der Guten und Bösen vorzunehmen, d. h. seiner Anhänger und Gegner. Die Ersteren gehen nun mit ihrem Könige in sein Reich ein, um sich für alle Zeit in Jubel und Lust mit ihm zu freuen in seinem neuen Jerusalem, während die Gegner in einen Feuerofen geworfen werden. (Die Gehenna der Pharisäer.) Schon in diesen Vorstellungen ist die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche begründet, welche später so schroff ausgebildet wurde. Aber so lange gebetet und geglaubt

wird: „Ich glaube an eine Auferstehung des Fleisches ꝛc.“, und daß das äußere Bekenntniß Jesu von Nazareth befähige zu dieser jenseitigen Herrlichkeit, ist es ganz in der Ordnung, anzunehmen, daß Jesus bis zu seiner Wiederkunft eine Verwaltung angeordnet habe, um seine Kirche auszubreiten. Es läßt sich nicht trennen, Glauben an die leibliche Persönlichkeit Jesu, als Gottessohn, Glaube an seine Wiederkehr, um sein himmlisches Reich zu begründen; sie führen auf den Glauben an eine sinnliche Verwaltung der Kirche, eine Hierarchie, — mit andern Worten, daß der Herr dem Petrus und seinen Nachfolgern den Schlüssel zu seinem Paradiese gegeben. Diese Lehre von der Auferstehung des Fleisches und Begründung des Messiasreichs ist eins der nachtheiligsten Erbstücke, welches die Judenchristen aus dem Pharisäismus herüberbrachten in das Christenthum.

Die Menschen sind so gesunken und versunken in die sinnliche Anschauungsweise, daß sie gar nicht zu sich selbst kommen und an den Geist denken.

Um sich begreiflich zu machen, was Religion des Geistes sei, die Wahrheit des Christenthums, also die wahre Kirche, als das sittliche Reich der Freiheit, oder das freie Reich der Sittlichkeit, müssen wir uns die dogmatischen Vorstellungen von Geist, Ewigkeit, Seele, Unsterblichkeit, Himmel ꝛc. aus dem Kopfe schaffen. Nehmen wir eine Anzahl von Menschen, nehmen wir alle Menschen, so ist das ihnen Gemeinsame, das Allgemein-Menschliche, die Gattung, welche wir der äußeren thierischen Erscheinung gegenüber Humanität oder Geist nennen. Der Geist ist also das Innere, Unsichtbare, aber nicht Unerkennbare, denn wir erkennen ihn im Sichtbaren. Man hat sich nun daran gewöhnt, den Geist, weil er das Innere ist, das Jenseitige zu nennen, und weil unsichtbar, übersinnlich. Das Innere, Uebersinnliche, die Kraft ist das Wesen des Sinnlichen, Gegenwärtigen, der Geist, die Seele, ist im Menschen, Gott in der Menschheit, der Himmel, das jenseitige Reich, ist in dieser Welt, die Ewigkeit in der Zeit. Die Zeit ist nur die Form der Veränderung. Der Geist und das Innere, welche über der Veränderung sind,

sind ewig. Jeder Moment der Zeit ist ewig, weil er in der Ewigkeit ist, wie alle Materie auch Kraft ist, denn sonst wäre sie nicht einmal schwer, und die Schwere ist doch die allgemeine Eigenschaft der Materie. Ist aber Kraft das Innere, Materie das Aeußere, so sind beide nur Bestimmungen des einen Seins, es sind die Attribute. Wenden wir dieß an auf den Begriff des Menschen, so heißt es: das Wesen und Innere des Menschen ist der Geist, die äußere Form des Geistes ist das Sinnliche. Der Geist ohne Sinnlichkeit hat keine Form, er ist nicht da, eine leere Vorstellung! In der Zeitlichkeit, in diesem Leben hat der Mensch sein ewiges Leben, wie in der Sinnlichkeit den Geist. Was wir in der Zeit thun, ist für die Ewigkeit gethan. Dieß ist der Lohn im Himmel, die gute und schlimme Folge, welche eine jede Handlung in sich hat. Sobald die Menschen das freie Reich der Sittlichkeit oder die rein menschlichen Zustände begründen, ist sie erlöst, und die Sünde, das Unmenschliche, überwunden. Das Unmenschliche aber ist der Teufel, — der böse Geist. Bevor aber daran gedacht werden kann, die christliche Religion wahrhaft zu reinigen von allen heidnischen und jüdischen Vorstellungen, und eine freie, der Menschenwürde gemäße Kirche zu begründen, muß jene pharisäische Ansicht wegfallen, welche Gott jenseits der Welt hinausbannt, Natur und Geist auseinander reißt und ebenso Erde und Himmel, welche eine Wiederkunft Jesu lehrt und eine Auferstehung des Fleisches. Der Geist soll aufstehen, soll zu sich selbst kommen, sich selbst anschauen im freien Denken, damit er in diesem Beisichsein selig sei und im Himmel. Missionäre müssen ausgesandt werden zur Verbreitung der Anerkennung von dem Rechte der Menschheit in jedem Menschen, von der Göttlichkeit der Humanität, nicht mehr der Person des Messias. Die wahre christliche Kirche muß daher und kann nur in der Anerkennung der Rechte der Menschheit wurzeln, blühen und gedeihen zu dem lebendigen Baume des Paradieses, den Christus pflanzen wollte, damit wir im Genusse von dieser Frucht das wahre geistig-menschliche (ewige) Leben hätten. Das Recht der Menschheit muß gepredigt werden, nicht wie bisher die Rechte der Einzelen und der Prie-

ster. Wohl lehrte man: vor Gott sind alle gleich, aber in der That waren wir nicht gleich in den seitherigen Kirchen. Man machte Fortbildung und Erläuterung des religiösen Bewußtseins zum Eigenthum einer Kaste von Priestern, oder des Standes der Theologen. Die neue Kirche, wenn sie nicht in der Rumpelkammer der Geschichte vermodern, sondern dagegen in's Leben heraus treten und zur vernünftigen Wirklichkeit werden will, muß damit beginnen, als erstes Gesetz festzusetzen: daß ein Jeder sein Glück und seine Seligkeit im Wohle aller Menschen finde, daß ein Jeder sein Ich erweitere zum Ich der Menschheit, für die er leben und sterben muß, wie jeder wahre Gottessohn; — wenn nicht jeder Mensch Erlöser wird, wird die Menschheit nie erlöst.

Die Kirche.

Als Gründungstag der christlichen Kirche können wir das Pfingstfest des Jahres 33 n. Chr. betrachten, von dem uns die Apostelgeschichte berichtet, die uns erzählt, daß die Apostel und Jünger versammelt waren, und einander durch begeisterte Reden, Lobgesänge und die Erinnerung an den hingeschiedenen Freund in den größten Enthusiasmus versetzt hatten für die Sache, welcher sie von nun an ihr Leben weihen wollten. Sie hatten den heiligen Geist schon in sich, der sich ihnen offenbarte; es war ihr eigner guter Geist, der geheiligt war durch die Erinnerung an Jesu und seine Lehre. Die gegenseitige Anerkennung dieses Gemeingeistes war ihre Inauguration zum Apostelamte. Die Theilnehmer an dieser christlichen Genossenschaft betrachteten sich als die echten Israeliten des vervollkommneten Gesetzes und nannten sich Jünger, Brüder, Gläubige, Gerettete, Gottesfürchtige. Ihre Gegner aber nannten sie Galiläer, Nazarener, worin ein Spott lag, daß die Anhänger Jesu einen Galiläer aus dem verachteten Flecken Nazareth als Messias verehrten, während nach den allgemeinen Vorstellungen der Juden der Messias hätte müssen in Judäa geboren werden.

So galt das Christenthum in seiner Kindheit als jüdische Sekte, wie es eine ähnliche schon in dem Orden der Essener

gab, mit dem die Christen Vieles gemein hatten, als 1) die contemplative und innerliche Richtung gegenüber dem Ceremoniell und der Werkheiligkeit der Pharisäer; 2) die praktische Richtung in dem Liebesdienste für Nächste, Gütergemeinschaft; 3) die Askese und eine frühe Neigung zur Ehelosigkeit, wie sie ein Theil der Essener hat. In der Dogmatik dagegen kann man mit Bestimmtheit sagen, daß die Apostel mehr den Pharisäern folgten. Aus der pharisäischen Glaubenslehre hatten sie die Lehre vom Weltgerichte, von der Auferstehung des Fleisches und vieles andere angenommen. Woher die Apostel ihre Gesellschaftsverfassung nahmen, darüber herrschen zwei verschiedene Meinungen. Die Einen leiten sie von der jüdischen Synagoge*) ab. Die Apostel waren die Vorsteher der von ihnen gebildeten Gemeinden als Aufseher, ἐπισκοποι, Bischöfe. Neben ihnen bestand ein Aeltestencolleg, Presbyter. Petrus nennt sich Mitältester, College. Die Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten und der Armenpflege war den Diakonen (Dienern) übertragen. Später machte man hieraus die clerikalische Würde des Diakonats, die nächste Stufe zum Priesterthum. Gfrörer (Kirchengeschichte Bd. S. 221) leitet die ganze Einrichtung von den Essenern ab. Er stützt sich auf Angaben des Hegesippus und die Berichte des Clemens von Alexandrien über Matthäus. Auch habe die apostolische Kirche, wie die Essener, den Tempeldienst (?) in Jerusalem verworfen, eine Ansicht, aus welcher sich der höchst mystische Gebrauch des Worts „Erbauen" in vielen Stellen des neuen Testaments erklären lasse, wie 1. Kor. 3, 9; 2. Kor 6, 16. Ephes 2, 19; 1. Timoth. 3, 15; Hebr. 3, 6; 1. Petri 2, 5 u. a. a. O. Auch die Stelle Lucas 9, 3 und der Parallele deutet Gfrörer so: Die Apostel sollen nichts mit sich nehmen auf den Weg, weder Stab noch Tasche, noch Brod, noch Geld; es soll auch keiner zwei Röcke haben, und wo jeglicher in ein Haus getreten, daselbst bleiben, bis er wieder weiter ziehe, soll mit

*) Vitringa de synagoga vetere libri III, quibus tum de synagogis agitur, tum praecipue formam regiminis et ministerii earum in ecclesiam christianam translatam esse demonstretur. Francquerae et Leucopetr. 1726. 4.

der Beschreibung der Essener übereinstimmen bei Josephus bellum Judaicum 8, 4. Ganz wie die Essener beteten die ältesten Christen, mit dem Antlitz gegen die Sonne gekehrt, die andern Juden nach Jerusalem zum Tempel. Ferner führt Gfrörer an: Wie die Essener, verwarf die älteste Kirche den Eidschwur, hielt Ehelosigkeit (Enthaltsamkeit), wie sie, für ein Verdienst, verwarf den Reichthum als eine Beeinträchtigung der ursprünglichen Gleichheit der Menschen, erstrebte eine Art Gütergemeinschaft, war gegen Sklaverei. Jedoch sollte dieses nicht durch gewaltsame Maßregeln herbeigeführt werden, sondern nach Apostelgeschichte 2, 44. 45; 4, 33—35 erstrebte man eine freiwillige Ausgleichung des Vermögens, indem die Reichen ihre Güter nach dem Gesetze der Nächstenliebe verwenden, und Habgierde, Selbstsucht, Gewinnsucht ablegen sollten. Man gründete diese Stelle auf die Stelle Lucas 12, 33: „Verkaufet eure Güter und gebet sie als Almosen hin. Sammelt euch Güter, die nicht veralten, und einen Schatz, der im Himmel aufbewahrt wird, wo kein Dieb sich naht und der Rost nichts verdirbt."*) Man sieht, die ganze Tendenz war dahin gerichtet, den Gemeingeist zu fördern und dem Egoismus entgegen zu wirken, der Güter und Besitz nur als Mittel betrachtet, mehr zu erwerben, oder den Lüsten zu fröhnen, ohne Rücksicht auf die Lage Anderer.

Dieser schöne Sinn der christlichen Gütergemeinschaft ging bald verloren, und beim Aufwuchern des Mönchthums verdrehte man den schönen Grundsatz der evangelischen Armuth, indem man von den Mitgliedern des Ordens nur darum das Gelübde der Armuth ablegen ließ, damit sie sich ganz dem Collectivegoismus des Ordens oder des Convents opferten, — ein Egoismus, der für die menschliche Gesellschaft viel nachtheiliger ist, als der Egoismus der Einzelen, weil diesem die ungeheuere Macht, die Dauer und Zähigkeit abgeht, die Pläne der Habsucht zu befriedigen, welche ein Orden, dem Personen und Mittel zu Gebote stehen, der nicht stirbt, viel sicherer und umfassender ausführt,

*) Mosheim de vera natura communionis bonorum in ecclesia Hierosolymitana comment. (ejusd. dissert. ad. hist. eccl. pert. Vol. II. p. 1.

als Einzele. Was das Mönchthum sich erfrecht, evangelische Armuth zu nennen, ist in der That nichts als die Assoziation der egoistischen Interessen zum Nachtheile der menschlichen Gesellschaft, kein humaner Verein, hervorgegangen aus dem Prinzipe der Liebe und Achtung vor den Rechten der Humanität. Das Institut der Diakonen oder Armenpfleger aus dem gemeinschaftlichen Schatze, den die Liebe der Gläubigen gab, ist durchaus praktischer Natur, so praktisch moralisch, daß zu wünschen wäre, unsere Zeit belebe dasselbe wieder. O, es wäre mehr als Verdienst, es wäre eine hohe Ehre für unsere Zeit, wo einmal die Empfänglichkeit für das Wohl der leidenden Menschheit erwacht ist, wenn die Armenverpflegung als religiöses und kirchliches Institut wiederum geheiligt würde. Damit dasselbe nicht, wie ein gewisser Orden, zu hierarchischen Zwecken mißbraucht würde, wäre nur die Vorsorge zu treffen, daß die Diakonen immer aus den sittlichsten Bürgern von der Gemeinde, ohne geistlichen Einfluß, gewählt würden.

Was das Geschichtliche des Diakonats im apostolischen Zeitalter betrifft, so bestehen zwei verschiedene Ansichten darüber, ob man dasselbe nämlich aus der jüdischen Synagoge herleiten will (Vitringa de synag. vetere lib. III. p. 2. c. 5), so daß die Sieben der Apostelgeschichte die Gabanim der Synagoge wären, — die Diakonen, welche der Apostel Paulus aber erwähnt, die Chasanim. Gfrörer dagegen erklärt mit vieler Wahrscheinlichkeit das Institut der Diakonen für essenischen Ursprungs. Vor der Zerstörung Jerusalems galt die dasige Gemeinde als die Mutterkirche der Christen und das jüdische Element, wenn auch seit dem kraftvollen Auftreten des Paulus zur Emancipation des Christenthums, nicht mehr allein herrschend, so doch vorherrschend. Den Uebergang zwischen Juden und Heiden machten die sogenannten Hellenisten, d. h. Juden, außerhalb Palästina mit griechischer Bildung.

Da die Christen fortfuhren, das mosaische Gesetz im Judenlande streng zu beobachten, und in dogmatischen Dingen, der Lehre von der Auferstehung des Fleisches, dem messianischen

Reiche, dem Weltgerichte, der Stellvertretung der Verdienste frommer und heiliger Israeliten für Andere, der Gültigkeit traditioneller Lehren ꝛc., mit den Pharisäern übereinzustimmen, der mächtigsten Parthei im Lande, so behielten sie mehrere Jahre Ruhe, bis dieselbe gestört wurde von den Saduzäern, sehr heftigen Gegnern der Lehre von der Auferstehung des Fleisches, welche die Christen in ihrer ganzen Strenge festhielten. Pharisäer und selbst Priester waren indessen schon übergetreten. Auch war es ein Pharisäer, der gelehrte Gamaliel, welcher durch seine Autorität sich den gewaltsamen Maßregeln der Saduzäer mit einigem Erfolge widersetzte. (Apostelgeschichte 5, 34.) Unter den Diakonen zeichnete sich ein Mann, der wahrscheinlich, wie Paulus vor seiner Bekehrung, zum pharisäischen Orden gehört hat, durch seinen Feuereifer für das Christenthum aus, insbesondere für die Lehre von der Auferstehung des Fleisches. Die christliche Ueberlieferung preist ihn als einen Mann voll des Glaubens und des heiligen Geistes, d. h. der für die christliche Messiaslehre begeistert war. Er gewann durch seinen Geist und seine Energie bald eine Parthei, wie Apostelgeschichte 6, 9 deutlich andeutet: „Und es erhoben sich Einige aus der sogenannten Synagoge der Libertiner, der Kyrenäer und der Alexandriner, den von Kilikien und Asien, welche zu dem Stephanus hielten." Durch eine Intrigue (5, 11) gewann man Ankläger gegen ihn und forderte ihn vor das Synedrium. Seine Vertheidigungsrede ist, da sie alle Zeichen innerer Echtheit trägt in der uns überlieferten Gestalt, ungemein merkwürdig für uns und lehrreich, um den Geist der ersten Gemeinde kennen zu lernen. Sehen wir ihren Inhalt darum näher an.

Stephanus beginnt in seiner Rede mit dem Bündnisse Jehovahs mit Abraham und den Abrahamiten, den Schicksalen dieses Volks, in denen er den Finger des Höchsten erkennt, die Israeliten zu leiten auf den Wegen zum Guten durch alle Unglücksfälle hindurch, bis ihnen ein Retter erscheinen würde, der als zweiter Moses (Exodus: einen Propheten wie Moses) das Gesetz vervollkommnen werde. Dieser Prophet sei der gekreuzigte Jesus, der aber wieder kommen werde in seiner Herrlichkeit, um

sein Reich zu gründen. Juden und Christen erwarteten einen irdischen Befreier Israels, nur mit dem Unterschiede, daß ihn die Juden noch nicht gekommen glaubten, die Christen dagegen erklärten Jesus dafür, der wieder kommen werde.

Der Hauptvorwurf der Juden gegen Jesus war: er sei den Verbrechertod gestorben; Stephanus schließt darum seine Rede mit der scharfen Rüge: Ihr habt Jesus getödtet, den Gerechten, als ungerechte Mörder; — er hatte das Schicksal wie alle Propheten, die stets verfolgt wurden. Dieser Vorwurf des Unerschrockenen enthielt zu viel Wahrheit, als daß nicht alle Partheien, Priester und Laien, Pharisäer und Saduzäer in ihrem Zorn gegen den Mann und seine Rede sich vereinigt hätten. Muthvoll bekannte Stephanus durch seinen Tod, was er als Wahrheit im Leben anerkannt. Mit dem Tode des Stephanus begann eine Verfolgung, welche als Anfang zur allgemeineren Verbreitung des Christenthums und seiner Emanzipation vom Judenthum anzusehen ist.

Während die Apostel noch ruhig in Jerusalem aushielten, flüchteten andere Christen vor der schrecklichen Inquisition und dem Steinregen der Juden. In Galiläa, Samaria, (Apostelgeschichte 8, 1—4), ja bis Damaskus (9. 10. 19), Phönizien, Cypern, Antiochien wird den Juden der Glaube an Jesus von Nazareth verkündigt. Philippus lehrt das Evangelium in Samaria, den Seestädten Palästina's und gründet eine Gemeinde in Cäsarea (8, 40 und 21, 8). Petrus und Johannes gehen nach Samarien (8, 14), und ersterer in die Seestadt Joppe, wo er, durch innere Erleuchtung belehrt, sich entschließt, der Aufforderung eines frommen „Proselyten des Thors" Folge zu leisten, nämlich den römischen Hauptmann (Centurio) in Caesarea durch die Taufe aufzunehmen in die Gemeinschaft der Brüder. Durch diesen liberalen Schritt, einen Proselyten des Thors zu taufen, zog sich Petrus die Vorwürfe der streng jüdischen Brüder in Jerusalem zu. Die Juden in Jerusalem und Antiochien bestanden nämlich (11, 1—8) strenge darauf, daß Nichtjuden nicht durch die Taufe ins Reich der messianischen Hoffnungen aufgenommen würden, bevor sie beschnitten waren und sich ver-

pflichtet zur strengen Beobachtung der mosaischen Ceremonial- und Ritualgesetze.

Proselyten wurden die Heiden genannt, welche sich zum Glauben an Jehovah bekehrten. Proselyta heißt Ankömmling, Hinzugekommener. Man hatte zwei Klassen, die Proselyten des Thors und der Gerechtigkeit. In Apostelgeschichte 15, 29 werden die Proselyten des Thors bezeichnet, von denen nichts verlangt wird, als Enthaltung von Götzenopfern, vom Blute, dem Ersticken und der Prostitution. Man nannte diese Gebote die Noachischen. Die der Gerechtigkeit hießen proselyti justitiae d. i. rechte, völlige Israeliten. Von ihnen spricht Tacitus im fünften Buche K. 5 seiner Historien: „daß sie lehren die Geschlechtstheile zu beschneiden, damit sie sich an dieser Unterscheidung erkennen. Die, welche zu ihnen übergegangen sind, thun dasselbe, und nichts wird ihnen eher eingeimpft, als die Götter zu verachten, das Vaterland zu schmähen, Eltern, Kinder, Brüder als nichts zu halten. Von den Seelen derer, welche in Gefechten oder durch Henkerstrafen umgekommen sind, glauben sie, daß sie unsterblich seien; hieraus ihre Liebe zur Erzeugung und ihre Verachtung des Todes." Der Proselyten strengerer Façon gab es indessen nicht viel, aber der freieren, besonders unter den Frauen. Sie hießen Proselytae portae und Josephus über den jüdischen Krieg 2, 20 erzählt, übereinstimmend mit Apostelgeschichte 13, 50 und Strabo 17, 4, daß fast alle Frauen in Damaskus Proselytinnen des Thors gewesen. Sie verehrten Jehovah als den einen wahren Gott, ohne sich dem Ritualgesetze zu unterwerfen, denn der Noachischen Gebote waren nur diese sieben: 1) Verbot des Götzendienstes, 2) der Gotteslästerung, 3) des Vergießens von Menschenblut, 4) der Blutschande, 5) des Diebstahls, 6) das Gebot, die Gerechtigkeit zu handhaben, 7) kein Blut und kein Thier, in dem noch sein Blut ist, zu genießen.*) Origenes**) sagt: „Du siehst daher, daß dieses Gesetz (Levit. 17, 10—20) über die Enthaltung vom Blute, welches

*) Seldenus de jure Nat. et. Gent. lib. I. c. 10.

**) Origenes in comment. ad epist. ad Rom. lib. II. 26. ed. Wirceburgi. p. 83.

den Söhnen Israels und den Proselyten gemeinschaftlich gegeben ist, auch von uns beobachtet werden muß, die wir von den Heiden durch Jesus Christus an Gott glauben." Uns nämlich pflegt die Schrift Proselyten und Ankömmlinge zu nennen, wenn sie Deuteron 28, 43 sagt: Der Proselyte, welcher bei dir ist, wird über dich emporsteigen; du aber wirst abwärts steigen. Er selbst wird dein Haupt sein, du aber sein Schweif.

Die Kirche hat daher dieses Gesetz von der Enthaltung vom Blute als gemeinschaftlich mit den Söhnen Israel angenommen. Dieses in dem Gesetze Geschriebene verstand auch so jenes heilige Concilium der Apostel, da es als Glaubenslehre und Satzung den Heiden vorschrieb, daß sie sich nicht allein von dem, was den Götzen geopfert wird, enthalten sollten, und von Prostitution, sondern auch vom Blute und vom Erstickten. Vielleicht wirst du fragen, ob, wie die Enthaltung vom Blute klar ist, auch so gelehrt wurde vom Erstickten, ob dieses Gesetz den Söhnen Israel und den Proselyten gemeinschaftlich sei, weil die Statuten der Apostel vorschreiben, daß sich die Heiden auch hiervon enthalten sollen. Vernimm, wie genau auch hierüber in den Gesetzen Vorsorge getroffen sei. (Levit. 17, 13.) Ebenso Tertullian de monogamia c. 5. In Christus bezieht sich alles zurück auf den Anfang (das Urgesetz) — und es ist die Freiheit der Speisen, und allein die Enthaltung vom Blute, wie sie von Anfang an war. Der Anfang aber wird in Adam gesehen und in Noe wiederum. Deßgleichen heißt es in den uralten aber unterschobenen Constitutionen der Apostel (6, 12). Wie auch den Alten befohlen worden ist durch die natürlichen Gebote vor (Mosis) Gesetz, dem Enos, Enoch, Moses u. A.

Paulus.

Das Hauptverdienst der Emancipation des christlichen Messiasglaubens vom Judenthum und seiner Erhebung zum Glauben an einen Messias der Menschheit, gebührt dem Apostel Paulus,*) einem ehemaligen Pharisäer und Schüler des uns schon

*) Paley, horae Paulinae, oder Beweis der Glaubwürdigkeit der

bekannten Gamaliel. Er wirkte dahin, das Mosaische, welches christlich war, allein anzunehmen, und so letzteres Element selbstständig zu machen.

Saulus, aus Tarsus in Kilikien gebürtig, aber in Jerusalem unter Gamaliel gebildet und Pharisäer, ward aus einem fanatischen Feinde des Christenthums plötzlich ein eifriger Anhänger desselben (37—40 nach Christi). Er hatte lebhaften Antheil an dem Prozesse und der Steinigung des Stephanus genommen, und Christen, die nicht geflüchtet waren, vor Gericht gezogen. Damit nicht zufrieden, suchte sein jüdischer Gesetzeseifer auch außerhalb der Stadt Opfer auf. Mit Vollmachten des hohen Sanhedrins versehen, eilte er, begleitet von etlichen Gleichgesinnten, nach Damaskus, wo eben eine Gemeinde sich zu bilden angefangen hatte, um dieselbe zu verderben. Auf dieser Reise stieß ihm jene außerordentliche Erscheinung zu, welche von so entschiedenem Erfolge für das Christenthum war. Plötzlich, am hellen Mittag, umleuchtete sein Haupt ein blendender Blitz. Er stürzte auf die Erde nieder und zu seinem inneren Ohre erschollen die Worte: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?" Er erkannte die Stimme Gottes in ihm, als Stimme Jesu. Seine Begleiter sahen nur den Glanz, vernahmen wahrscheinlich auch das Getöse, verstanden aber die Stimme nicht. Natürlich, der Geist spricht nur zum Geiste, ist nur ihm verständlich, — Gfrörer sucht sich die Erscheinung folgendermaßen zu erklären: „es war eine jener Erscheinungen, welche die Juden Bathkol (die Stimme) nannten, und in welcher Verschiedene Verschiedenes angedeutet finden konnten." Also eine Art Orakel! — Geblendet von dem Feuer, daß die Sehkraft seiner Augen auf einige

---

Geschichte und der Echtheit der Schriften des Apostel Paulus. Aus dem Englischen von H. Ph. C. Henke. Helmst. 1797. 8.

Vogel, Versuch chronologischer Standpunkte der Lebensgeschichte Pauli (in Gablers theolog. Journal Bd. I. St. 2. S. 243). Desgleichen Süskind in Bengels Archiv für Theologie. Bd. I. S. 156 ff, 297 ff.

J. E. C. Schmidt, Chronologie der Apostelgeschichte in Keils und Tschirners Analekten, Bd. 3 u. Keil eod. loco.

einige Tage abstumpfte, ward er von seinen Genossen nach Damaskus hingeführt, wo der erstaunlichste Wechsel mit ihm vorging. Vielleicht waren schon früher einzele Gedankenblitze von Unrecht, das den Christen widerführe, durch seine Seele gefahren, und hatten eine Sinnesänderung vorbereitet. Das furchtbare Ereigniß vor Damaskus brachte sie zum schnellen Durchbruch. Paulus, in Damaskus getauft, flieht nach Arabien, von wo er erst im dritten Jahre zurückkehrt, und im Verborgenen nach Jerusalem reist, wo er den Petrus besucht; und Jacobus, den Bruder des Herrn, bei denen ihn Barnabas einführte. (Galat. 1, 17 — 19; Apostelgesch. 9, 19—27) In apostolische Wirksamkeit kam Paulus dadurch, daß ihn Barnabas (11, 22—26) zu seinem Gehülfen nahm. In Antiochien wirkten beide mit so viel Erfolg, daß die Gemeinde auch an vermögenden Gliedern so zunahm, daß man durch die beiden Apostel bald an die Muttergemeinde große Unterstützungen senden konnte, als von 41—43 Herodes Agrippa, um sich dem Volke beliebt zu machen, gegen die Christen wüthete, Jacobus den Aeltern hinrichten ließ und Petrus ihm nur durch ein Wunder entging. Hierzu kam im Jahre 44 eine große Hungersnoth. In Antiochia kam der später beibehaltene Name Christianer auf, wahrscheinlich zuerst in spöttischem Sinne.

Paulus und Barnabas trennten sich hierauf, wahrscheinlich über die Frage wegen der Gültigkeit des Gesetzes. Dieser reist mit Marcus nach Cypern. Jener mit Silor nach Kleinasien. In Lystra nahm Paulus den Timotheus mit sich, durchreist Phrygien und Galatien in Kleinasien, gründet die makedonischen Gemeinden in Philippi, Thessalonich und Beröa, geht über Athen nach Korinth. Brief an die Thessalonicher. Das freisinnige Benehmen des achaischen Proconsuls Gallio (Apostelgeschichte 18, 12) gegen Paulus veranlaßte, da dieser ein Bruder des Philosophen Seneka war, später die Erdichtung eines Briefwechsels zwischen Paulus und dem Philosophen. (Hieronymi cat. c. 12. Fabric. cod. Apocryph. N. T. p. 880. Gelpke's Abhandlung über die Wahrscheinlichkeit der Bekanntschaft des Philosophen Seneka mit dem Apostel Paulus. Leip-

zig 1813. lat) Er bleibt nun ein und ein halb Jahr in Korinth und reist hierauf über Ephesus, Cäsarea, Jerusalem nach Antiochien (Apostelgesch. 15, 36; 18, 22.) Von Syrien macht er dann seine dritte Reise nach Kleinasien und bleibt zwei und einviertel Jahre in Ephesus. (Brief an die Galater, 1. Brief an die Korinther.) Von Ephesus geht er durch Macedonien (2. Brief an die Korinther) nach Korinth. (Brief an die Römer.) Er verweilt drei Monate in dieser Gemeinde, und kehrt dann über Milet nach Jerusalem zurück (Apostelgesch. 18, 23; 21, 17). Hier wird er im Tempel gefangen genommen und nach Cäsarea zu Felix gebracht, und nach dessen Abberufung von Festus verhört, — nach zweijähriger Gefangenschaft in Cäsarea wird er endlich nach Rom gebracht. Hier schließt die Apostelgeschichte. Uralte, sehr glaubwürdige Nachrichten melden, er sei nach 63 noch einmal frei gekommen, und zum zweitenmale gefangen, gegen 67 nach Christi unter Nero hingerichtet worden. Zwischen den beiden Gefangenschaften sollen noch einige Reisen in Mitten liegen. 1. Brief an Timotheus, Brief an Titus, und über die zweite Gefangenschaft 2. Brief an Timotheus.*)

Unter den Schülern des Paulus zeichnen sich aus: Silas oder Silvanus (Apostelgesch. 15, 40. bis 18, 5; 2 Kor. 1, 19. später bei Petrus. Vergl. 1. Pet. 1, 5. Durch Silvanus, den gläubigen Bruder ꝛc.). Timotheus blieb lange Zeit in Ephesus und wird als erster ephesinischer Bischof betrachtet, Titus deßgleichen von Kreta (Euseb. 3, 4.), und Lucas, welcher nach alter Ueberlieferung der Verfasser der Apostelgeschichte und des dritten Evangeliums ist.

Petrus und die übrigen Apostel.

Die Quellen, die jedoch meistens unterschoben und unhistorisch sind, findet man verzeichnet in dem lateinischen Werke des gelehrten Literators J. A. Fabrizius (Der Aufgang des heilsamen Lichts auf dem ganzen Erdkreise. Hamb. 1731. 4. S. 95). Je mehr Interesse die Christen an den Schicksalen und Thaten der

*) Eusebius h. e. 2. Buch. K. 22.

Apostel nahmen, und je größer der Mangel an sicheren Quellen war, desto stärker war die Versuchung, sich durch Sagen die Lücken der Geschichte zu ergänzen. Die Apostel lebten und wirkten zerstreut, Niemand gab sich die Mühe oder konnte sie sich geben, da die Apostel sicherlich keine Tagebücher führten, eine vollständige Geschichte ihrer Wirksamkeit und ihres Lebens zu liefern.

Kaum hatten sich im zweiten Jahrhunderte größere Gemeinden gebildet, und waren mit der in der Hauptstadt, die nach dem Untergange Jerusalems am wichtigsten geworden war, in Verbindung getreten, so daß die Vorstellung der christlichen Kirche als einer und einer allgemeinen Gesellschaft sich ausbildete, so suchte man zu den Zuständen der Gegenwart die Anfänge im apostolischen Zeitalter. Mangels der Geschichte hatte die Sage freies Spiel durch Abstraktionen von den vorhandenen Zuständen auf die apostolischen der Vergangenheit zu schließen. In dieser Zeit entstanden die apokryphischen (untergeschobenen) Schriften der Apostel. Man wollte streng apostolisch sein, und so stellte man die Apostel dar wie Bischöfe des zweiten und dritten Jahrhunderts, ihre Lehre und Disciplin ganz im Gewande dieser späteren Zeit. Einige Ansichten, obwohl ganz unhistorisch, hatten sich von Rom aus allgemein verbreitet, als ob sich die Apostel vor ihrer Abreise nach Jerusalem in die verschiedenen Länder der Erde verloset hätten, sowie daß sie ein allgemeines Glaubensbekenntniß aufgesetzt hätten (Symbolum apostolicum), daß sie sich zur Ehelosigkeit verpflichtet und alle, bis auf Johannes, den Martyrertod gelitten hätten. Was den apostolischen Ursprung des Glaubensbekenntnisses angeht, so wird dieser zwar von den gelehrtesten katholischen (du Pin, Tillemont) und protestantischen Theologen geläugnet, jedoch sprechen innere Gründe sehr für den apostolischen Ursprung, denn es ist völlig der judenchristliche Glaube darin von Auferstehung des Fleisches, Wiederkunft Christi, Nachlassung der Sünden rc. — Gegen die Ehelosigkeit spricht ausdrücklich 1. Kor. 9, 5: „Haben wir nicht das Recht, eine Schwester als Weib mit uns herumzuführen, wie auch die übrigen Apostel und die

Brüder des Herrn und Petrus?" — Damit stimmt überein Ignatius, der Schüler des Apostel Johannes, in seinem Briefe an die Philadelphier (K. 4) „Da Petrus und Paulus und die übrigen Apostel verehelicht waren." (Clem. von Alexandrien, Stroma 3. S. 448.) Petrus und Philippus erzeugten Kinder, und Paulus findet keinen Anstand, von einer Gefährtin zu sprechen, welche er nicht herumführte, wegen des Anstandes der Bedienung. (*διὰ τὸ τῆς ὑπηρεσίας ἐυσταλές.*) Der später lebende Ehefeind, und darum als Montanist verurtheilte Tertullian schreibt zwar (de monog. c. 8): „Ich finde, daß nur Petrus verheirathet war; — von den übrigen finde ich, daß sie nicht verheirathet waren oder doch enthaltsam, und nicht wollen wir den Paulus so interpretiren, als beweise er, daß die Apostel Weiber gehabt hätten." Aber wer hat denn den Tertullian in die Ehegeheimnisse der Apostel eingeweiht, und wer gibt ihm das Recht, den Paulus anders zu interpretiren, als dieser schreibt? Aus lauter Scheu, daß die Apostel sich mit so unheiligen Wesen, wie die Weiber, befaßt hätten, erklärte man gegen den Zusammenhang und das Wort die Stelle 1. Kor. 9, 5., als sei nicht von Weibern, sondern von dienenden Freundinnen die Rede, was beinahe einen scandalösen Sinn gibt. Zu 2. Korinth. 11, 2. gibt Ambrosiaster zu: Alle Apostel hatten Weiber, mit Ausnahme des Johannes und Paulus.

Petrus.

Seitdem die römische Kirche nach der Zerstörung Jerusalems durch viele flüchtige Judenchristen sich außerodentlich vermehrt hatte, und in der Hauptstadt des Reichs den natürlichen Mittelpunkt der christlichen Gemeinden abgab, so mußte man der Autorität des Heidenapostels, welche zu Rom zuerst vorherrschend war, denn der Brief des römischen Bischofs Clemens an die Korinther ist ganz im paulinischen, also antijüdischen Geiste verfaßt — eine andere entgegensetzen, — wir werden weiter unten entwickeln, warum die des Petrus.

So bildete sich von 150—200 in Rom, durch judenchrist-

liche Ansichten und Bedürfnisse hervorgerufen, eine umständliche Mythengeschichte um die Person Petri. Zur Grundlage unserer Beurtheilung dieser Sage, welche jetzt noch von den römischen Theologen für echte Geschichte ausgegeben wird, zuerst das unverdächtig Historische, was wir von Petrus wissen. Noch im Jahre 52 n. Chr. hält sich Petrus nach Apostelgeschichte 15 in Jerusalem auf. Hierauf finden wir ihn in Antiochien, wie uns Paulus (an die Galater 2, 11) berichtet, eine Stelle, die viel Licht auf das eifersüchtige und feindselige Verhältniß der paulinischen und petrinischen Christen wirft. Aus l. c.: 1) Darnach über vierzehn Jahre zog ich abermals hinauf gegen Jerusalem mit Barnabas und nahm Titus auch mit mir. 2) Ich zog aber hinauf nach einer Offenbarung und besprach mich mit ihnen über das Evangelium, das ich predige unter den Heiden; besonders aber mit denen, welche das Ansehen hatten (*τοῖς δοκοῦσι*), daß ich nicht vergeblich ginge oder gegangen wäre. 3) Titus, der bei mir war, ward nun auch, obwohl Hellene, nicht gezwungen, sich zu beschneiden. 4) Daß aber einige falsche Brüder (welche das jüdische Gesetz geltend machen wollten) versucherisch sich einschlichen, um auszuspähen unsere Freiheit, welche wir haben in Jesu Christo, damit sie uns knechteten (mit ihrem Ritualgesetze), 5) so wichen wir ihnen nicht eine Stunde mit Untergebung, daß die Freiheit des Evangeliums bliebe bei euch (Heiden). 6) An denen aber, welche scheinen etwas zu sein, wie sie es vordem waren bei den Judenchristen, liegt mir nichts. Gott berücksichtigt das persönliche Ansehen nicht. Mir haben die Autoritäten nichts anders vorgemacht." Paulus verwirft hier mit bestimmten Worten das hierarchische Ansehen, welches sich Jacobus der Jüngere, genannt der Bruder des Herrn, mit Hülfe des Petrus und Johannes, nach jüdischem Vorbilde angemaßt. Paulus will die Freiheit des Evangeliums, keine jüdische Priesterautorität, welche an die Stelle des göttlichen Evangeliums priesterliche Satzungen schieben wollen. (Falsche Brüder!) 8) „Sie sahen aber, daß ich den Glauben habe an das Evangelium, an die Vorhaut, wie Petrus an das der Beschneidung." Daß Paulus die Heiden als Mitgenossen der Verhei-

ßung betrachte, nicht bloß die Juden. 8) „Denn der die Kraft im Petrus war bei den Juden, der ist sie mit mir unter den Heiden.“ 9) „Und da sie erkannten die Gnade, die mir gegeben war, so gaben Jacobus, Petrus und Johannes, welche sich dünken (*δοκοῦντες*) die Säulen zu sein, mir und dem Barnabas die Rechte und Aufnahme in die Genossenschaft, damit wir wären für die Heiden, sie selbst aber für die *Beschnittenen.*“ **10)** „Aber nur daß wir der Armen *gedächten, und ich beeilte* mich auch dieß zu thun.“ Aus der *Apostelgeschichte wissen wir*, daß Paulus und Barnabas von ihren reichen Convertiten große Almosen brachten an die arme Gemeinde in Jerusalem, welche durch Verfolgung und Hungersnoth sehr litt. Hierauf spielt Paulus mit bitterer Ironie an, und sagt mit andern Worten: „Weil wir ihnen die Unterstützungen der reichen Heidenchristen gaben, nahmen sie uns an in die Genossenschaft, nicht aus wahrer evangelischer Liebe, wie denn sogleich die Judenchristen gegen Paulus in Antiochien intriguirten.“ **11)** „Als Petrus aber nach Antiochien kam, widerstand ich ihm ins Angesicht, weil er angeschuldigt war“ (wessen, — der Untreue gegen die Heidenchristen und heimlicher Feindseligkeit) **12)** „Bevordem, daß einige gekommen waren von Jacobus aß er mit den Heiden; als sie aber kamen, zog er sich zurück und schloß sich ab — aus Furcht vor den Beschnittenen.“ Wir sehen aus dieser Stelle deutlich, welche schwache Rolle Petrus spielt, wie unselbstständig er sich benimmt. Wegen der Noth der jerusalemischen Gemeinde verbünden sie sich mit Paulus, aber Jacobus hört nicht auf zu intriguiren zu Gunsten der mosaischen Ritualien, er schickt Spione und Agenten nach Antiochien, welche den Petrus sogleich so einschüchtern, daß er allen Umgang mit Heidenchristen abbricht. Petrus war also von seiner freisinnigeren Ansicht, Proselyten des Thors zu taufen, wie er sonst gethan, von dem strengen Judenchristen Jacobus, dem Bischofe in Jerusalem, abgebracht.

Weiter geht aus dieser Stelle hervor, daß die Judenchristen eine Art Primat hatten, denn Jacobus spielt die Rolle eines christlichen Hohepriesters in Jerusalem. Natürlich, die Judenchristen erwarteten, der Herr werde wieder kommen, um sein

messianisches Reich zu gründen. Sie mußten also die mosaischen Formen so viel als möglich zu bewahren suchen, um so dem Messias vorzuarbeiten, wenn er die alte Theokratie wiederherstellen wollte. Nach 1 Petri 5, 14 ging Petrus nach Babylon: „Es grüßen euch, die sammt euch auserwählt sind, zu Babylon, und mein Sohn Marcus." — In Babylon befand sich seit langer Zeit eine zahlreiche und mächtige Judengemeinde, also der passendste Ort für den Judenapostel. Ob er in Rom im Jahr 67 gemartert wurde, kann durch keine gleichzeitigen Nachrichten bewiesen werden. Zuerst spricht hiervon Ignatius in seinem Briefe an die Römer, also in einer Zeit, wo sich bereits die apokryphischen Apostelgeschichten verbreitet hatten. Origenes bei Euseb. 3, 1 schreibt: Petrus ward gekreuzigt kopfüber, wie er selbst gewünscht hatte zu leiden, was Rufin weiter erklärt, „daß es nicht schiene gleich zu werden seinem Herrn." Hiernach wäre Tertullian de praescr. haeret c. 36 zu berichtigen: „Petrus leidet den Tod des Herrn, Paulus wird gekrönt mit dem Tode des Johannes (des Täufers)." Durch den gleichen Tod sollte also auch Petrus beweisen, daß er Christi Nachfolger sei, darum läßt man ihn den Tod am Kreuze sterben.

Jacobus minor, den wir als eifrigen Anhänger des mosaischen Gesetzes und als Bischof in Jerusalem sahen, wird der Bruder des Herrn genannt. Clemens der Alexandriner Hypotyposeon lib. VI. erzählt, (Euseb. hist. eccl. II, c. 1. §. 2) daß Petrus, Jacobus (major) und Johannes nach der Auffahrt des Herrn, als die von dem Herrn Bevorzugten, sich keine Autorität zusprachen, sondern den Jacobus den Gerechten zum Bischofe von Jerusalem genommen hätten. Gemartert i. J. 63. Ueber die hierarchische Stellung dieses Jacobus, welche wir schon andeuteten, erklärt sich Gfrörer folgendermaßen: (S. 244 Bd. I.) „In der That hat eine solche oder ähnliche Stellung Jacobus, der Bruder des Herrn, in der apostolischen Kirche eingenommen. Wenn dem Paulus das Evangelium der Heiden, dem Petrus das der Juden übertragen ist, so benimmt sich jener als einer, dem die Leitung der Kirche im Ganzen zusteht. Er übt eine Gewalt aus, die von den andern Aposteln schwer em-

pfunden wird. Petrus zittert vor ihm und bringt ihm seine bessere Ueberzeugung zum Opfer. (Gal. 2) Paulus setzt sich bei der letzten Reise nach Jerusalem der größten Gefahr aus, nur um sich mit ihm und seiner judenchristlichen Parthei zu verständigen, damit das Band schwer bedrohter Einheit zwischen Heiden und Juden aufrecht erhalten werde. Auch werden alle die, welche das menschliche Herz kennen, und die Wahrheit zu sagen wagen, eingestehen, daß aus dem ersten und zweiten Briefe an die Galater eine kaum verhehlte Gereiztheit Pauli gegen Jacobus hervorleuchtet. Der Heidenapostel besaß einen Charakter, der sich nicht gutwillig dem Eigenwillen eines Andern unterwarf. Sicherlich würde nun die älteste Kirche diese bedeutende Gewalt dem Jakobus nicht eingeräumt haben, wäre sie nicht vermittelst jener Hoffnungen eines großen messianischen Reichs, das demnächst von Christus auf Erden gegründet werden sollte, an den Begriff der Herrschaft eines Stellvertreters des erwarteten himmlischen Königs gewöhnt gewesen. Daß gerade Jacobus dieselbe ausübe, fand man ohne Zweifel wegen seiner nahen leiblichen Verwandtschaft mit Christus in der Ordnung. Die Hierarchie war jüdischen Ursprungs in der apostolischen Zeit von den Judenchristen um so strenger bewahrt worden, als sie als Mittel zur Herstellung der Theokratie erschien, die sich denn später auch in Rom entwickelte. Johannes, der Jünger, den der Herr lieb hatte, war unter Domitian nach alten Sagen gepeinigt worden und hierauf nach Pathmos verwiesen. Er soll in Ephesus gestorben sein. Von den übrigen Aposteln fehlen uns alle sichere Nachrichten.

Die Zerstörung Jerusalems und ihre Folgen für die christliche Kirche.

(Flavius Josephus, über den jüdischen Krieg.)

So sehr hatte sich in den ersten 30—40 Jahren nach Christi Tod die Hoffnung auf den ersehnten Messias gesteigert, daß es keinem unternehmenden und fähigen Kopfe schwer fiel, sich eine Parthei zu erwerben. Schon oben aber, wo wir von

den Messiasvorstellungen der Jünger Jesu und ihrer Zeit sprachen, wiesen wir darauf hin, wie ein jeder Jude eine auf's Kleinste ausgeführte Messiasvorstellung im Kopfe hatte und ein genaues Bild von seinem Reiche. Zu Grund lag allen diesen Vorstellungen das Bild, welches von Moses an alle jüdischen Propheten vom Messias und seinem Reiche entworfen war. Die jüdischen Demagogen, welche die Messiasrollen übernehmen wollten, scheiterten nun schon daran, daß keiner diesem Bilde entsprach. „Er sollte sein: 1) ein Prophet, wie Moses; 2) aus Davids Stamm &c. Keiner vermochte die ganze Nation für sich zu interessiren und sie im Ganzen zu vereinigen, um so mit Erfolg gegen Rom zu kämpfen. Dazu kamen die inneren Partheiungen zwischen Priestern und Essenern, Pharisäern und Saduzäern, selbst zwischen Reich und Arm. Die einzelnen Aufstände wurden unterdrückt und verursachten nur härtere Lasten, bis ein allgemeiner Aufstand ausbrach gegen den römischen Zwingvogt Gettius Florus. Aber den Juden fehlte es an einem Anführer mit Autorität, an innerer und äußerer Einigkeit, — so wurden sie besiegt zur Vernichtung, — Jerusalem und der Tempel zerstört.

Mit der Zerstörung Jerusalems und des Tempels war das Judenthum in seinem Herzen gebrochen, es hatte seinen national-theokratischen Mittelpunkt verloren. Die theokratische Vorstellung von dem Bündnisse in Jehovah, der in dem Allerheiligsten des Tempels wohne, war die Seele des Judenthums, das nun seelenlos, wie eine Leiche herumwandelt auf der Erde, flüchtig wie Kain. Der Erbe seiner besseren und geläuterteren religiösen Ideen, welche zuvor dem Judaismus Proselyten und Verehrer gewonnen, ward nun der Christianismus, der sich seit Paulus' Vorgange von dem lästigen Ritualgesetze der Juden befreit. Von jetzt an beginnt denn auch erst die vollständige Emancipation des Christenthums vom Judenthum, doch behalten noch bis zu 200 n. Ch., also den ganzen Zeitraum der werdenden christlichen Hierarchie, wie wir sie im dritten Jahrhunderte antreffen, hindurch, die Juden einen überwiegenden Einfluß, den sie erst verlieren, nachdem sie sich selbst in zwei

schroff entgegengesetzte Partheien gespaltet, und zwar über die Frage von der Gottheit Christi. Beide kamen darin überein, daß sie die fortdauernde Gültigkeit des mosaischen Gesetzes anerkannten, stritten sich aber darüber, ob *Jesus von Nazareth* Gottmensch gewesen. Die Einen, *Ebioniten genannt*, hielten dafür, er sei „ein Prophet gewesen wie Moses" (ein weiser Lehrer des göttlichen Willens) und werde in kurzer Zeit wiederkommen, um die David'sche Theokratie des tausendjährigen Reichs herzustellen. Durch letztere Idee hängen sie mit den sogenannten Chiliasten zusammen (Chilioi, tausend), eine Sekte, die in den ersten Jahrhunderten stets wieder neu auftauchte, und zuletzt im 16. Jahrhundert in den Wiedertäufern noch zum Vorschein kommt.

Es ist ein natürlicher und verzeihlicher Hang im Menschen, im Unglück sich frohen Hoffnungen hinzugeben und Erwartungen von höherem Glücke. Endlich verzweifeln die Menschen daran, daß sie fähig seien, auf natürlichem Wege durch Verstand und Thätkeit die Zustände zu verbessern, und hoffen auf einen Retter mit höherer Macht. Nicht bloß die Juden hatten solche Messiasideen, sondern die meisten Völker. Wie die Israeliten hofften, Moses, David, oder ein großer Prophet werde wieder kommen, das Reich Gottes, die Theokratie und politische Macht der Nation herzustellen, so hoffte das deutsche Volk im Zeitalter großer Bedrängniß auf seinen großen Hohenstaufen, Barbarossa. Als Paulus den welthistorischen Gedanken faßte, das Evangelium, die Lehre vom Messiasreiche, den Heiden zu verkünden, mußte er nothwendig schon eine höhere, geistige Vorstellung davon haben, als die national jüdische. Aber gerade in diesem Zerstören der nationalen Barriere zwischen Volljuden, Samaritern und Heiden, die dem großen Völkerlehrer alle im gemeinsamen Begriffe der Menschheit, als des Volkes und der Familie Gottes verschwanden, glaubten die Altgläubigen den Beweis zu finden, daß Jesus der wahre Messias nicht könne gewesen sein, und das Christenthum erschien ihnen als ein durch verstümmelte Mittheilung an die Heiden profanirtes Judenthum. Man nannte die Christen schimpfweise Chuthim. Deßhalb ward auch Paulus und

seine Schule ungeheuer von der palästinischen Schule gehaßt. (Gal. 5, 11. Röm. 15, 31.) Dagegen waren die, schon durch Erfahrung und griechische Bildung von vielen nationalen Vorurtheilen geheilten hellenistischen Juden meistens sehr empfänglich für die neue humane Lehre, daß alle Menschen Kinder Gottes. Das Heidenthum konnte den Kampf mit dem Christenthum nicht siegreich bestehen, weil es sich in allen Formen, wie es im römischen Reiche bestand, ausgelebt hatte. Das Bewußtsein der Völker war über den Glauben an die Naturmächte und ihre Diener (Götter und Priester) weg. Schon Cicero, der doch so gern allen nationalen Glauben heuchelt und selbst den altrömischen Vorurtheilen schmeichelt, mußte eingestehen, daß die Institute der Auguren und Haruspices veraltet seien und bedeutungslos für seine Zeit. Zur Zeit des Christenthums waren die Resultate der griechischen Denklehren (Philosophien) Gemeingut der Gebildeten geworden in der ganzen römischen Welt. Man dachte sich die Götter nicht mehr als reale Personen, sondern als personificirte Naturmächte und Allegorien. In der That gab es nur noch Dummgläubige, Obscuranten, religiöser Pöbel, sowie Atheisten und Pantheisten. Letztere gebrauchen als Stoiker wohl den Namen der Götter, ohne aber an ihre persönliche Existenz zu denken, die Mythologie war ihnen eine poetisch allegorische Auffassungsweise der Natur und Geisteskräfte. Durch die Legionen und wandernde Priester (Missionäre, besonders der Isis, des Mithras) war bereits das Abendland mit orientalischen Culten überhäuft, finden wir ja Mithraskapellen mit Symbolen und Emblemen des persischen Cultus an der Donau und dem Rhein. Wie der römische Imperatorenstaat alle Nationalitäten vernichtet, so waren auch alle Nationalgötter in Dienstbarkeit des kapitolinischen Jupiters, des Vaters der Götter und Menschen, gerathen. Dieser hatte seinen realen Repräsentanten im römischen Kaiser, und der jedesmalige Kaiser war der Jupiter als Mensch, ein Gottmensch. Denke man sich diesen Begriff des Jupiters vergeistigt durch die griechische Philosophie, so heißt es: das All ist die Gottheit, als Geist (logos) ist er Mensch geworden. Diese Vorstellungen waren allgemein

verbreitet, als die Lehre von dem Einen Gotte, dem Schöpfer des Himmels und der Erde verkündet ward, und von der Menschwerdung seines Sohnes. Die Christen wurden auch anfangs ihres Glaubens wegen nicht verfolgt, denn die Anfeindungen des Claudius galten den Juden.

Nero's Grausamkeit war nur eine Tyrannenlaune gegen die Christen in Rom, die jedoch oft wiederkehrte. Er hatte den Christen solchen Schrecken eingejagt, daß sich die Sage unter ihnen verbreitete, er sei nicht umgebracht worden, sondern in den Orient entflohen, und werde einst als Antichrist wiederkehren, um vor Stiftung des messianischen Reichs die letzte Verfolgung zu leiten.

Die Kirchenverfassung dieser Zeit.

Die Vorsteher der Gemeinden, von diesen frei erwählt, hießen Bischöfe (episcopi, Aufseher) und Aelteste (presbyteri, seniores). Neben ihnen zur Verwaltung die Diener, Diakone. Calvin (institt. christ. rel. lib. 4. c. 3 §. 8) unterscheidet lehrende Aelteste (presbyteros docentes auch Bischöfe genannt, und Leiter, oder die aus dem Volke gewählten Senioren), wobei er sich auf 1. Timoth. 3, 2. und 2, 24. stützt, wo der Apostel verlangt, die Gemeindeältesten sollten gebildet sein (didacticoi); übrigens galt die Fähigkeit, in den Versammlungen zu reden, für eine Gnadengabe. Einen eigentlichen priesterlichen Stand gab es durchaus nach Paulus nicht, selbst nicht einmal bei den Judenchristen, denn 1. Petrus 2, 9. nennt die Christen insgesammt königliches Priesterthum, wie sich denn auch die Christen, Heilige, Auserwählte, Brüder (Christi) nennen.

Daß Bischöfe und Priester (Aelteste und Aufseher) dasselbe waren, geht hervor aus Apostelgeschichte 20, 17. und 28., Tit. 1, 5 u. 7; Phil. 1, 1; 1. Tim. 3, 1. 8. Uebereinstimmend schreibt der in der römisch-kathol. Kirche hochverehrte Hieronymus im 82. (bei A. 83.) Briefe an Oceanus: bei den Alten sind Bischöfe und Priester dieselben, wie jener Namen die Würde, die-

ser das Alter bezeichnet" und Brief 101 an Evangelus dasselbe, ebenso zu Tit. 1, 7. Priester ist daher dasselbe, was Bischof, und bevor auf Anregung des Satans Partheigeist in der Religion entstand, und im Volke gesagt wurde, ich bin des Paulus, ich bin des Apollo, ich bin des Kephas (Petrus), wurden die Kirchen regiert durch das Aeltestencollog (communi presbyterorum concilio). Nachdem aber ein Jeder glaubte, daß die, welche er getauft hatte, die seinigen seien, nicht Christi, so wurde im ganzen Reiche bestimmt, daß Ein aus den Aeltesten Erwählter über die übrigen gesetzt würde, damit der Samen der Trennung hinweggenommen würde. Es meint vielleicht Mancher, daß dieß nicht die Ansicht der Schrift sei, sondern nur unsere eigene, daß Bischof und Priester eins sind, und der eine Name das Alter, der andere das Amt bezeichne; er lese aber nach die Worte des Apostels an die Philipper, der sagt: „Paulus und Timotheus, Diener Jesu Christi allen den Heiligen in Jesu Christo, welche sind in Philippi sammt den Bischöfen und Diakonen." Der Apostel unterscheidet also nicht Bischof und Priester. „Dieß, fährt Hieronymus fort, führen wir deßhalb an, damit wir zeigen, daß bei den Alten die Priester dasselbe gewesen, wie die Bischöfe, daß aber hernach die Verwaltung an Einen übertragen worden sei, damit die Wucherpflanzen der Uneinigkeiten ausgerissen würden. Wie nun daher die Priester wissen, daß sie nach dem Herkommen der Kirche, dem, der ihnen vorgesetzt ist, unterworfen sind, so sollen auch die Bischöfe wissen, daß sie mehr durch Gewohnheit, als durch die Wahrheit göttlicher Einsetzung über den Priestern seien, und daß sie gemeinschaftlich mit ihnen die Kirche leiten sollen." Augustin im 82 Briefe an Hieronymus (K. 33) „Obgleich nach den Wortbezeichnungen der Ehrenstellen, welche der Gebrauch der Kirche festgehalten hat, die Bischofswürde größer ist als die Priesterwürde, so ist doch auch in vielen Dingen der (Bischof) Augustinus kleiner, als der (Priester) Hieronymus. Vergleiche noch die erste Homilie des Chrysostomus zu Phil. 1. und Theodoret zu Phil. 1, 1. — Viele Jahrhunderte hindurch, bis ins Mittelalter hinein, hielt man die Ansicht von der Gleichheit der priesterlichen und bischöf-

lichen Würde fest. Isidor. von Hispala Etymol. (7. 12) schreibt die hier übersetzte Stelle des Hieronymus ab und theilt die Ansicht. Selbst Bernaldus Constantiensis, der eifrigste Vertheidiger Gregors VII., theilt diese Ansicht; zitirt die angeführten Bibelstellen, und Hieronymus fährt dann fort: Da wir nun lesen, daß vor Alters Priester und Bischöfe dasselbe waren, so kann auch nicht bezweifelt werden, daß sie dieselbe Macht zu binden und zu lösen und die andern jetzt den Bischöfen allein zustehenden Funktionen hatten. Nachdem aber die Priester ausgeschlossen worden sind von den Vorzügen des Bischofsamts, so hörte es auf, daß ihnen erlaubt war, was ihnen früher nicht erlaubt war, weil die kirchliche Autorität diese Funktionen den Bischöfen allein übertrug." Aber fragt man, gibt es eine andere geistliche Autorität, als den in den Gemeinden christlichen Bekenntnisses lebenden christlichen Geist, der seine Organe in Laien, Priestern, Bischöfen hat. Mit welchem Rechte konnten die Bischöfe ihren Zusammenkünften und Beschlüssen (Synodaldekreten) allein die kirchliche Autorität zuschreiben, eine Neuerung, die gegen die apostolischen Anordnungen und den Geist des Christenthums hart verstößt. Selbst Päpste sprachen sich für die historische Wahrheit aus, (Urban II. Concil. Benevent, Jahr 1091 can. I.) „Wir sagen aber, daß es zwei geistliche Würden gibt, das Priesterthum und das Diakonat. Wir lesen, daß die alte Kirche nur diese gehabt habe, — hierüber haben wir die Vorschrift des Apostels Titus 1." Ebenso noch Petrus Lombardus in seinen Sentenzen, 4. Buch, Untersch. 24. Hauptst. 8. Nicolaus Tudeschus, Erzbischof von Palermo (1428) schreibt: „Einst regierten die Aeltesten gemeinschaftlich die Kirche und ordinirten die Priester." Der Cardinal Nicolaus von Cusa (um 1435) de concordant. cath. lib. III. c. 2 bemerkt gegen die Aechtheit der pseudoisidorischen Briefe des Clemens: „Außerdem wird in diesen Briefen ein Unterschied gefunden zwischen den Bischöfen und den Priestern, welcher Unterschied erst lange Zeit nachher, nach dem Zeugnisse des Hieronymus und Damasus, entstanden ist. „Da nun Bischöfe und Priester nach apostolischer Anordnung dieselben waren, und Priester nur aus der Gemeinde gewählte Laien, so

fällt aller Begriff einer Hierarchie, als eines abgeschlossenen Priesterstandes, in sich zusammen. Wäre das Diakonat eine hierarchische Würde gewesen, so hätte man sie auch bei den weiblichen Diakonissen anerkennen müssen, was doch Niemandem einfiel.

Beim Ausbruch des jüdischen Kriegs flüchteten sich die Christen nach Pella. Sie waren von den alten Juden gehaßt, und hießen **Minim** oder Nazaräer bei ihnen. Von ihnen erhielt sich später eine obscure judenchristliche Sekte, von denen Hieronymus im 89. Briefe an Augustin schreibt: „Bis auf den heutigen Tag besteht durch alle Synagogen des Orients eine Sekte, welche die der Minäer heißt, und von den Pharisäern noch verdammt wird, und welche sie gewöhnlich Nazaräer nennen, welche glauben an Christus, den Sohn Gottes, geboren aus der Jungfrau Maria, und behaupten, daß er derselbe sei, welcher unter Pilatus gelitten hat und auferstanden ist, und an den auch wir glauben; — aber da sie zugleich Juden und Christen sein wollen, sind sie nicht Juden noch Christen.“ Noch um 107 werden auf jüdische Umtriebe die Christen verfolgt, und der hundertzwanzigjährige Simeon, Bischof nach Jacobus, hingerichtet. Nach dem Tode des Simeon trat die schon oben erwähnte Trennung der jüdischen Christen in eigentliche Christen und Ebioniten ein. Letztere läugneten die Gottheit Christi und behielten die Ritualien des pharisäischen Mosaismus bei. Durch Vermischung des Essenismus mit dem Christenthum entstanden die Sampsäer oder Elkesaiten. Epihan. haeret. 23 sagt: Samsäer (Semesch) werden übersetzt Etiaker.

Wie die Heiden von den Christen in dieser Zeit dachten, zeigen Tacitus Annalen. B. IV. c. 44: „Das Volk nannte diese um ihrer Schandthaten willen verhaßten Christen. Der Urheber dieser Parthei, Christus, war unter der Regierung des Tiberius durch den Procurator Pontius Pilatus hingerichtet worden. Der verabscheuungswürdige, für den Augenblick unter-

drückte Aberglauben brach wieder aus, nicht nur durch Judäa, der Heimath des Uebels, sondern auch in der Stadt Rom, wo von allen Seiten her alles Abscheuliche und Verabscheuenswerthe zusammenfließt und gefeiert wird. Sie sind ihres Hasses gegen das menschliche Geschlecht überwiesen." (Sueton in Nero. K. 16.) „Die Christen, eine Klasse von Menschen mit einem neuen und gefährlichen Aberglauben. Die Christen waren in dieser Zeit doppelt übel daran, waren die Juden in Ruhe, so wurden sie von diesen gequält, waren die Juden verfolgt, so wurden sie mit verfolgt. Nerva (96 bis 98) gab ein Toleranzedikt, das auch den Christen zu Gute kam. (Chiphilini epit. Dionis.) Nerva gab die wegen Irreligiosität Angeklagten frei, und rief die Flüchtigen zurück; und im Uebrigen bestimmte er, daß Niemand wegen Irreligiosität oder jüdischer Lebensweise angeklagt würde. Zur Zeit Trajans (97 bis 117) kommen Spuren der Wuth des fanatisirten Volks gegen die Christen vor (Euseb. 3, 32), 116 n. Chr. fiel Ignatius Bischof von Antiochien, als Blutzeuge. Da noch keine allgemeinen Gesetze gegen die Christen bestanden, so wendete C. Plinius, Statthalter in Bithynien, das Gesetz der verbotenen Clubbs auf sie an (Hetärien, sodalitia illicita). Sein Schreiben an Trajan um Verhaltungsmaßregeln und die Antwort des Kaisers charakterisiren die damaligen Verhältnisse so genau, daß wir die Briefe übersetzen wollen: „C. Plinius an Trajan. Es ist mir ein heiliger Gebrauch, o Herr, Alles, worüber ich in Zweifel bin, an dich zu berichten. Wer denn kann besser mich in meiner Unsicherheit leiten, oder in meiner Unwissenheit unterrichten? Bei Untersuchungen über die Christen war ich nie zugegen, weiß also nicht, wie und wie weit gestraft zu werden pflegt, oder inquirirt. Gar sehr nahm ich Anstand, ob ein Unterschied zu machen sei im Alter, und wie sich die Schwächeren unterscheiden von den Stärkeren; ob der Reue Verzeihung gewährt werde, ob es dem, der Christ gewesen, nütze, daß er es nicht mehr sei. Wenn der Angeklagte selbst unschuldig, ob die an dem Partheinamen klebenden Verbrechen gestraft werden sollen? Unterdessen habe ich bei denen, welche als Christen an-

gegeben wurden, diese Verfahrungsweise befolgt. Ich fragte sie selbst, ob sie Christen wären? Die Geständigen fragte ich wiederum und zum drittenmale, indem ich ihnen Strafe androhte, die Standhaften befahl ich wegzuführen. Denn ich war nicht im Zweifel, was es auch sein möchte, was sie geständen, daß wenigstens die Hartnäckigkeit und ihr unbeugsames Widerstreben gestraft werden müsse. Es waren Andere da von ähnlichem Wahnsinne, welchen ich, weil sie römische Bürger sind, anmerkte, daß sie in die Stadt (Rom) gesendet werden. — Es ward mir auch ein anonymes Büchelchen vorgelegt, welches die Namen Vieler enthielt, die läugneten, daß sie Christen seien, oder Christen gewesen seien, da sie unter meinem Vorgange die Götter anriefen und deinem Bilde, das ich deßhalb mit den Statuen der Götter herbeibringen ließ, mit Weihrauch und Wein opferten, dagegen auf Christus Schmähungen aussagten, wozu sich wahre Christen durchaus nicht zwingen lassen. Ich hielt dafür, sie zu entlassen. Andere vom Anzeiger genannte, gestanden, daß sie Christen seien, bald aber läugneten sie, daß sie zwar gewesen, aber aufgehört hätten, einige schon vor drei Jahren, andere vor mehreren Jahren, andere schon vor zwanzig Jahren. Alle haben auch dein Bild und die Bilder der Götter verehrt, und zugleich Christum geschmäht. Sie behaupteten aber, daß dieß der Inbegriff ihrer Schuld oder ihres Irrthums sei, daß sie pflegten an einem bestimmten Tage vor Aufgang der Sonne zusammen zu kommen, und abwechselnd einen Lobgesang auf Christus, wie auf einen Gott, zu singen, und durch einen Schwur verpflichtet, daß sie sich frei halten wollten von jedem Verbrechen, daß sie keine Diebereien, Räubereien oder Ehebruch begingen, nicht betrögen, kein Depositum abläugneten. Wenn dieß geschehen, sei ihnen die Sitte gewesen, auseinander zu gehen, und wiederum zusammen zu kommen, um eine schlichte und unschuldige Mahlzeit einzunehmen; und daß sie aufgehört hätten, selbst dieses zu thun nach meinem Edikte, worin ich nach deinen Aufträgen die Hetärien (Clubbs) verboten hatte. Und um so mehr hielt ich es für nöthig, zwei Mägde, welche Dienerinnen (Diakonissen) genannt wurden, darauf zu foltern, was das Wahre an der

Sache sei. Aber ich fand nichts anders, als einen schlechten und unmäßigen Aberglauben; deßhalb schob ich die Untersuchung auf, um deinen Rath einzuholen. Die Sache schien mir deiner Entscheidung würdig, am meisten wegen der Zahl der Gefahrlaufenden. Denn viele jedes Alters, jedes Standes und jedes Geschlechts haben sich der Gefahr ausgesetzt, vor Gericht zu stehen oder noch gerufen zu werden. Denn die Pest dieses Aberglaubens ist nicht nur in den Städten, sondern auch in Dörfern und auf dem flachen Land verbreitet. Und doch scheint sie eingestellt und geheilt werden zu können. Wenigstens steht dieß hinlänglich fest, daß die schon verlassenen Tempel anfangen besucht, und die lange unterlassenen Opfer nachgeholt zu werden, und hier und da kommen Opfer, wozu bis jetzt selten ein Käufer gefunden ward." Hieraus kann man leicht abnehmen, welche Schar von Menschen gebessert werden könne, wenn Reue von Nutzen ist.

Brief 97. Die Antwort des Trajan an Plinius Secundus: „Du hast, mein Secundus, in Ausforschung der Processe derjenigen, welche dir als Christen angezeigt sind, den richtigen Weg eingeschlagen. Denn es kann nicht im Allgemeinen eine feste Norm bestimmt werden. Aufzusuchen sind sie nicht; wenn sie angeklagt und beschuldigt werden, sind sie zu strafen, so jedoch, daß der, welcher das Christenthum offen und thatsächlich abläugnet, d. h. durch Opfer vor den Göttern, obgleich er früher verdächtig war, Verzeihung wegen seiner Reue erlange. Anonyme Klaglibelle sollen keinen Grund zur Untersuchung abgeben, denn es wäre ein sehr verwerfliches Beispiel und nicht für unser Jahrhundert."

Grundlegung der römischen Kirchenverfassung.

Von den sogenannten apostolischen Vätern, Clemens von Rom, Ignatius, Bischof von Antiochien, Polykarp von Smyrna, Papias von Hierapolis, unmittelbaren Apostelschülern, ist Ersterer für uns sehr wichtig, nicht als historische Person, sondern um des Sagenkreises willen, der sich um ihn gebildet hat.

Darum können wir ihn auch nur im Zusammenhange mit der römischen Kirche selbst betrachten, ja, er ist diese eigentlich selbst, denn erst mußte diese da sein, bis man sich das Bild des Clemens dazu entwerfen konnte, namentlich was sein Verhältniß zu Petrus betrifft, und diesen selbst. Die römische Christengemeinde, gleich von Anfang sehr zahlreich, hätte vielleicht schon früher ein gewisses Uebergewicht wegen der politischen Lage der Stadt erhalten, wenn nicht Jerusalem der Mittelpunkt der Judenchristen fortwährend geblieben wäre. Wir sahen oben schon, daß diese für das mosaische Ritualgesetz aus hierarisch-theokratischen Tendenzen so hartnäckig kämpften. Die römische Gemeinde dagegen war paulinisch, also entschieden heidenchristlich, wie wir aus dem Briefe des echten Clemens an die Gemeinde in Korinth gegen 100 n. Ch. sehen, der durchaus nicht nur paulinische Ansichten über das mosaische Gesetz, die Person Christi rc. enthält, sondern auch paulinische Stellen aus Briefen. Neben dieser paulinisch-heidenchristlichen Gemeinde besteht jedenfalls eine judenchristliche, welches aus folgenden Thatsachen hervorgeht. Trotz aller Mühe konnte man die Reihe der römischen Bischöfe nicht bestimmen, weil immer einige nicht passen, natürlich, es gab zwei Bischöfe neben einander, z. B. Clemens war paulinischer Bischof und Linus judenchristlicher. Irenäus gegen die Häretiker 3, 3. und Euseb. 3, 2. 13. 14. 31 geben die Reihe so an: Linus, Anencletus, Anacletus oder Cletus († 92) und Clemens (Phil. 4, 3.) Evarestus, Alexander († 120). Andere: Petrus, Linus, Clemens, Cetus Anacletus, Evarestus rc. Ferner zog sich unläugbar nach der Zerstörung Jerusalems ein großer Theil der Judenchristen nach Rom, die aber durchaus mit den Paulinern nicht harmonirten. Es scheint, daß sie nach dem Tode des Clemens, durch Proselyten und Zuwachs von außen, ihre Parthei nach 110 so gestärkt hatten, daß sie schon zwischen 120 und 130 kühner wurden, denn aus dieser Zeit stammt die ganz gegen Paulus gerichtete judenchristliche Schrift: der Hirte des Hermas. Ein dritter Beweis von einer judenchristlichen Gemeinde in Rom liegt darin: Um das Jahr 200 n. Chr. brach in Rom unter dem Bischofe Cephyrinus ein leb-

hafter Streit über die Gottheit Christi aus. Die Anhänger der ebionitischen Meinung, an deren Spitze ein gewisser Artemon stand, beriefen sich auf ihr Alterthum, indem sie sagten, von den Tagen der Apostel an habe sie unter allen römischen Bischöfen bis auf den dreizehnten Victor geherrscht, und erst unter dessen Nachfolger sei sie mit der neuen Lehre, daß Christus ein göttliches Wesen, vertauscht worden. Der Gegner des Artemon behauptet zwar, daß eine Reihe von ihm aufgeführter Kirchenväter für die Gottheit gewesen, aber keiner von diesen gehört der römischen Kirche an. Die paulinische Lehre und der echte Clemens waren für die Gottheit, Artemon kann sich also nur auf das Zeugniß der judenchristlichen Bischöfe berufen haben. Diese Judenchristen hatten ihre hierarchisch-theokratischen Vorstellungen nach Rom gebracht, wo sie dieselben zwar praktischer machten, aber nicht aufgaben.

Beweis. Wie schon berührt, ward um das Jahr 110 bis 120 von Rom aus eine judenchristliche Schrift unter dem Titel „der Hirte des Hermas" verbreitet, angeblich desselben, der als Apostelschüler (Röm. 16, 14.) vorkommt. Sie ward weit verbreitet und hatte großes Ansehen. „Dieser Hirte des Hermas (Gfrörer S. 254) ist ein treuer Spiegel der judenchristlichen Glaubensweise, welche von den ältesten Vätern den sogenannten Ebioniten beigemessen wird. Der Verfasser huldigt auf alle Weise den Hoffnungen eines nächst bevorstehenden tausendjährigen Reichs, pflichtet der jüdischen Engel- und Dämonenlehre bei, und gibt sich sichtlich Mühe, die levitische Verfassung, d. h den Kern und Mittelpunkt des mosaischen Ritualgesetzes auf's Christenthum zu übertragen. Außerdem trägt er über die Natur Christi dieselbe Ansicht vor, die nach dem Zeugnisse der Väter bei den Ebioniten und Judenchristen im Umlaufe war, und nach unserm Dafürhalten auch in den drei Sagenevangelien herrscht. Jesus steht nach ihm nicht viel höher, als die edelsten Propheten des alten Bundes. Er ist der Knecht Jehovah's, wie diese, und gleich ihnen dem heiligen Geiste untergeordnet; von seiner Logoswürde, die Johannes und Paulus feiern, weiß der angebliche Hermas nichts. Fast noch merkwürdiger, als diese

Lehren, ist die Art und Weise, in welcher ihnen ein künstliches, auf die römische Christengemeinde berechnetes Ansehen untergelegt wird. Wir erfahren sogleich zu Anfange des Buchs (Pastor Hermae Vis. 1. 4.), daß die Offenbarungen, welche es enthält, von Hermas, dem römischen Clemens, nämlich demselben, der den oben angeführten Brief an die Korinther schrieb, in welchem er sich als entschiedenen Anhänger des Heidenapostels ausspricht, übergeben worden seien, damit Clemens sie in den auswärtigen Städten bekannt mache. Das wäre denn die erste Spur von Herbeiziehung eines sehr gefeierten Lehrers aus der paulinischen Schule, um unter dem Schilde seines Namens judenchristliche, der paulinischen Lehre fremde und hierarchische Lehren von Rom aus zu verbreiten. Noch deutlicher lernen wir die hierarchischen Bestrebungen der judenchristlichen Gemeinde in Rom kennen aus den sogenannten Clementinen, von denen wir schon oben gesprochen, hier ihr Inhalt. Origenes in seinem Commentar zur Genesis erwähnt der Reisen des Petrus (periodoi) und zwar eines Gegenstandes im vierzehnten Buche derselben, über welchen sein Vater in Laodicea Verhandlungen gepflogen habe mit Clemens von Rom. Origenes betrachtet die Schrift durchaus als echt kirchlich. Es giebt noch eine andere Recension dieser romanhaften Reisebeschreibung, Recognitionen, anagnorismoi oder Erkennungen genannt, welche im 14. Buche den von Origenes berührten Gegenstand ebenfalls enthalten, und überhaupt nur in minder wesentlichen Dingen von den Periodoi abweichen. Diese letzteren bestehen aus drei Prologen und zwanzig Homilien, weßhalb sie auch Predigt (Kerygma) des Petrus heißen. Die drei Prologe enthalten erstens ein Schreiben des Petrus an seinen Mitapostel, den streng jüdisch gesinnten Jacobus, Bischof in Jerusalem, ein Recommandationsschreiben der Homilien. Petrus fordert den Jacobus auf, die Schrift nur Initiirten (Eingeweihten) mitzutheilen, um so der Ansicht der Feinde entgegen zu wirken, Petrus wolle den Mosaismus untergraben; denn „Einige Heidenchristen," schreibt Pseudopetrus, „haben meine gesetzmäßige (mit dem mosaischen Gesetze übereinstimmende) Predigt verdorben, indem sie sich an die gesetzlose

(antijüdische) Lehre des feindlichen Menschen (des Apostels Paulus) hielten." (Wohl zugleich ein Stich auf die entschiedenen Aeußerungen des Paulus in Galater 2, wo er dem Petrus mit seinen Judenchristen „ins Angesicht widersteht.") Zweitens: eine Betheuerungsformel für die Lesenden. Es wird nun erzählt: Jacobus habe die Presbyter der jerusalemischen Gemeinde zusammen kommen lassen, und mit ihnen, jedoch nicht ohne Mühe, folgende Beschlüsse durchgesetzt: daß die Lehre des Petrus als Geheimlehre betrachtet werde, daß sie nur beschnittenen Christen mitzutheilen sei, und zwar nur denen, welche sich durch genaue Befolgung des Gesetzes ausgezeichnet und für das Lehramt bestimmt seien, also nur an Priesterkandidaten. Für die in diese Lehre Einzuweihenden sollte eine Probe von sechs Jahren vorhergehen, hierauf sollten sie unter feierlichen Ceremonien eine furchtbare Beschwörungsformel aussprechen, die Geheimlehre nicht zu profaniren. Der dritte Prolog enthält ein Schreiben des Clemens an Jacobus, worin er den Martyrtod des Petrus berichtet, seine Anordnungen mittheilt für die Verwaltung der römischen Kirche, namentlich daß er ihn zu seinem Nachfolger erklärt, sowie, daß er den Auftrag erhalten habe, seine Schriften und den Bericht dem Bischof Jacobus in Jerusalem zu communiciren. Hierauf schließt Clemens mit folgenden Worten: „Demgemäß, o mein Gebieter Jacobus, habe ich, da Petrus solches fordert und ich es ihm zugesagt, nicht zögern wollen, einen großen Theil seiner in den Städten gehaltenen Vorträge, die schon früher für dich waren aufgezeichnet, und von ihm — Petrus — an dich übersandt worden, in Bücher abzutheilen und unter Hauptstücke zu fassen mit dem Titel: — Des Clemens Auszug aus den Vorträgen, die Petrus auf Reisen gehalten. —

Inhalt der Homilien: Clemens Flavius, ein Römer von kaiserlichem Geschlechte, hat in seiner Jugend schwere Prüfungen des Schicksals zu bestehen und verliert durch harte Unglücksfälle seine Mutter, dann seinen Vater, hierauf zwei Zwillingsbrüder. Diese furchtbaren Ereignisse machten einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn, er fühlt Ekel gegen die Welt und sehnt sich nach Höherem, nach Weisheit. Er besucht die Schulen

der berühmtesten Philosophen, um seinen Durst und Drang nach Wahrheit zu stillen, — sie können ihm die Räthsel vom Jenseits nicht lösen, die Frage von der Unsterblichkeit der Seele nicht beantworten. Schon ist er entschlossen nach Aegypten zu den Magiern und Todtenbeschwörern zu gehen, um Gewißheit zu erlangen und die quälenden Zweifel zu heilen — da erscheint aus dem fernen Judäa der Bote einer bis dahin unbekannten Lehre in Rom. Clemens hört ihn und ist betroffen von der erhabenen Einfachheit der neuen Weisheit. Sie rührt seinen inneren Sinn, und um sie in ihrer ganzen Tiefe und Herrlichkeit kennen zu lernen, beschließt er, nach Jerusalem zu eilen, die Apostel selbst zu hören. Auf dem Meere verschlagen, kommt er nach Alexandrien, dem Weltmarkte klassischer Gelehrsamkeit und heidnischer Weisheit. Hier findet er den heil. Barnabas, der ihm tiefere Aufschlüsse über das Evangelium gibt, und verspricht, ihn nach Jerusalem zu begleiten. Aber schon in Cäsarea Stratonis finden sie den Apostel Petrus, der eben beschäftigt ist, den Magier Simon zu bekämpfen. Clemens erhält nun von Petrus Unterricht in der wahren Lehre, und wird in die christlichen Geheimnisse eingeweiht. Dann findet er durch ganz romantische Ereignisse unter Leitung des Apostels seine Eltern und Geschwister wieder. Daher denn auch der Name Anagnorismoi oder Wiedererkennungen.

In seiner Polemik gegen den Magier Simon und Andere entwickelt der Pseudopetrus eine ganz eigenthümliche Theologie, die man kurz dahin bezeichnen könnte: er behauptet, die Lehre Jesu und Mosis sei dieselbe, und sucht dieß mit der pharisäischen Lehre von der Tradition in Zusammenhang zu bringen: „Moses (Gfrörer S. 259), der große Prophet Gottes, der in den reinsten Spiegel himmlischer Wahrheit schaute, hat das Gesetz den siebenzig Aeltesten zur mündlichen Fortpflanzung übergeben. Es war sein ausgesprochener Wille, daß sein Gesetz immer in gleicher Form den kommenden Geschlechtern überliefert werden sollte. Aber die Aeltesten haben später gegen den Willen des Moses das Gesetz schriftlich abgefaßt, wobei sich Irrthümer und fremdartige Zusätze einmischten. Jesus ist dazu gekommen,

um zu lehren, wie und nach welchen Grundsätzen das Unrechte ausgeschieden werden sollte, er habe darum oft bei seinen Jüngern die Worte gebraucht (γίνεσθε δόκιμοι τραπεζῖται), werdet gute Wechsler, d. h. lernet das Echte vom Unechten scheiden. (Vielleicht fanden sich diese Worte in dem hebräischen Evangelium des Matthäus oder in einem andern verlornen Evangelium der Judenchristen, in unsern stehen sie nicht.) Die ursprüngliche reine mosaische Lehre ist durchaus eine und dieselbe mit der christlichen, und es ist daher gleichgiltig, ob der wahrhaft Eingeweihte aussagt, daß er an Jesus, oder an Moses, an das Evangelium, oder an das Gesetz glaube. Jene Mischung des Echten und Unechten, welche häufig das Geheimniß der Schrift genannt werde, habe Gott zugelassen als Prüfungsmittel, damit es sich zeige, ob die wahrhaft Gottesfürchtigen die Kraft hätten, selbst gegen den Buchstaben der Schrift sich ihren Geist zu erschließen, und die falschen Vorstellungen, welche Gottes unwürdig seien, zu überwinden. In vollkommenem Einklange hiermit steht die pseudoclementinische Lehre von der Person und Würde Christi. Es wird in der Natur des Unendlichen außer einem Leibe (soma), dessen Ebenbild der menschliche Leib ist, eine Seele (Psyche) unterschieden, welche als Weisheit oder Geist (Sophia oder Pneuma) mit dem Höchsten vereinigt, durch Ausdehnung oder Hervorstreckung die schöpferische Kraft Gottes bildet. Verbindet sich diese Sophia auf stetige, nicht bloß vorübergehende Weise mit einem Menschen, so ist er ein Prophet oder Sohn Gottes, wie Adam, Moses, Jesus u. A. waren. Beide, der Gesetzgeber Moses und unser Messias Jesus, haben dieselbe Würde, Einer steht so hoch als der Andere. Daß es dem unbekannten Verfasser hauptsächlich um Vergöttlichung des Moses und seines Gesetzes zu thun war, sieht man klar genug aus diesen Bemerkungen, noch deutlicher geht dieß hervor aus der zwar verdeckten, aber höchst gereizten Polemik gegen Paulus, den Bestreiter der fortdauernden Gültigkeit des Gesetzes. Sein Name wird nie genannt, wohl aber legen die Pseudoclementinen paulinische Grundlehren, Lieblingsworte, Formeln, die dem Heidenapostel eigenthümlich sind und von ihm öfters gebraucht

werden, dem Erzketzer Simon Magus in den Mund, in welcher Gestalt sie dann von Petrus als fluchwürdige Irrthümer bekämpft werden. Paulus beruft sich z. B. in der Apostelgeschichte und in den Briefen manchmal auf Geschichte, Entzückungen und Offenbarungen als Beglaubigungen seiner apostolischen Würde. Dieselben Beweisgründe gebraucht auch Simon Magus, aber Petrus zeigt ihm dann thriumphirend, daß diese Art des Beweises trüglich sei, daß nur die unmittelbare Erwählung durch Christus, nur der persönliche Umgang mit ihm apostolische Würde verleihe. Paulus trägt in seinen Briefen mehrfach die Lehre vor, daß man Gott mehr lieben als fürchten solle (Röm. 8, 15. 16; 13, 10.; 1. Kor. 13). Diesen Grundsatz bestreitet der clementinische Petrus, indem er in altjüdischem Geiste die Furcht Gottes als den wesentlichsten Bestandtheil aller Religion erklärt. In der berühmten Stelle Röm. 5, 12 ff. stellt Paulus Adam und Christus als zwei uranfängliche Gegensätze einander gegenüber, sofern von jenem die Sünde und der Tod, von diesem die Gnade und neues Leben ausgehe. Nach den Clementinen verhält sich dieß anders. Adam und Christus sind dem Wesen nach sich gleich, denn der Christ war einst in Adam, welcher daher als sündlos und als der erste Prophet Gottes dargestellt wird. Die Sünde darf nicht von ihm, sondern lediglich von der weiblichen Urkraft oder Eva abgeleitet werden. Wenn ferner der clementinische Petrus, nachdem er dem Erzketzer Simon gewisse Lästerungen vorgehalten, welche dieser in Antiochia gegen die Judenapostel ausgestoßen hatte, in die Worte ausbricht: „indem du mich für verdammlich erklärst, beleidigst du den, der wegen dieser Offenbarungen mich selig pries“ (Matth. 16, 17.), so wird auf die (oben besprochene) Stelle Galat 2, 11. gezielt, wo Paulus sich rühmt, daß er zu Antiochia dem Petrus „ins Gesicht widerstanden, weil Letzterer verdammlich handelte.“

Die hierarchischen Grundlehren, auf die es zuletzt durchaus abgesehen ist, sind folgende: (l. c.) „Der Bischof (jüdische Hohepriester) sei der natürliche Vertheidiger Christi und seiner Braut, der Kirche, (eine noch jetzt beliebte Ausdrucksweise) gegen den Teufel, welcher der Kirche jeden Gläubigen zu entreißen suche.

Der Bischof ist Stellvertreter (vicarius) Christi, wie dieser Gottes, die Ehre und Unehre, welche wir dem Bischofe erweisen, fällt auf Christus und Gott. (Homil. 4, 17.) Wer dem Bischofe nicht gehorcht, beweist sich widerspänstig gegen Christus und Gott (Homil. 3, 66). Daher soll Niemand einem Feind des Bischofs Freund sein, denn dies hieße Freund der Feinde Gottes sein, und wen der Bischof von seiner Gemeinschaft ausgeschlossen hat, soll kein Gläubiger in die seine aufnehmen, damit er nicht sich als Verwüster der Kirche zeige (Brief des Clemens 18). Man sieht, daß hier schon die Originallehre vorgetragen wird, welche im Mittelalter durch Bann und Interdikt in Praxis gesetzt ward. Nun folgt die hierarchische Politik, welche in jeder Theokratie festgehalten werden muß. Strenge Gesetze, unmenschliche Härte in der Theorie, denn der Gott der Theokratie ist ein absoluter Sultan, vor dem keine Tugend ohne blinden Gehorsam und Furcht einen Werth hat. Um aber die Menschen zu gewinnen, daß sie sich eine solche blinde Zwingherrschaft gefallen lassen, muß man sie vorerst fein artig und liebreich bekehren, — man muß trotz der ultrastrengen Theorie sich einer äußerst milden, freundlichen Praxis bequemen. Wer erinnert sich nicht der liebreichen, milden, so ganz Johanneischen Bischofsphysiognomien!? Ist die Herrschaft fest begründet, übt man sie schon aus, wie die Gregore und Innocenze sie übten, — dann errichtet man eine haute police de conscience (Inquisition) ꝛc., denn es gilt ja nicht mehr zu erwerben, sondern zu conserviren und die conservative Politik a toujours l'air despotique! Da die theokratische Legislation göttlichen Ursprungs zu sein vorgibt, so fordert sie immer blinden Gehorsam, mag auch das jeweilige Organ, (der Priester, Bischof) ein verwerfliches Subjekt sein. Jede Aeußerung von Freiheit der Individualität und Selbstständigkeit des Charakters erscheint als sträfliche Empörung gegen das geoffenbarte Gesetz und seine Diener, die Priester. Die Hierarchie als Körperschaft ist der legitime Interpret des göttlichen Willens, sein Organ und Vollstrecker, sie ist ein Orakel. Die Macht des Orakels aber ist eine absolute, befiehlt, beschließt sie, so gehen die Curien, Decurien und Comi-

tien auseinander, alles Rathen und Berathen hört auf, denn die menschliche Vernunft muß sich der göttlichen unterordnen. Hören wir die Clementinen, und wir werden diese Politik auf's Genaueste vorgeschrieben finden. „Zwar liegt dem Bischof ob, nur Gutes zu befehlen, aber Christi, wie Moses Stuhl ist, auch wenn ein schlechter darauf sitzt, durch Gehorsam zu ehren (Homilie 3, 66. 70). Der Bischof soll nicht gebieterisch, wie die heidnische Obrigkeit, sondern milde, als Arzt, Hirte, Vater, die Kirche lenken, aber auch nicht aus falscher Demuth äußere Ehre und Pomp verschmähen, denn die Masse kann nur hierdurch im Zaum gehalten werden." Als Kardinal Richelieu in seinem berüchtigten Testament die Grundzüge seiner Regierungskunst entwickelte, welche alle von der Idee ausgingen, dem Staate die Form der Hierarchie zu geben, wußte er nichts wichtigeres anzuempfehlen, als daß sich der Monarch recht genau und streng vom Volke abschließe und durch sultanische Pracht die Nation blende. — Im Allgemeinen besteht die clementinische Theorie der Hierarchie in folgenden Sätzen: „Monarchische Verfassung der Kirche muß der Verehrung des einzigen wahren Gottes zur Stütze dienen. Monarchie bewirkt Ordnung und Friede, wollen dagegen alle herrschen und sich nicht einem unterordnen, so erfolgt Trennung, zuletzt Auflösung." Hier machen die Clementinen der demokratischen Verfassung der Kirche einen Vorwurf, den die Papalisten stets den Freunden der Freiheit machen. Allerdings muß in jeder Gesellschaft ein Einheitspunkt sein, dem sich alle unterordnen, damit Ordnung und Einigkeit sei. Dieses Eine, welchem sich alle unterwerfen müssen, ist das Allgemeine, der Geist, welcher in allen lebt, gerade wie die Seele des menschlichen Organismus in allen Gliedern ist und lebt und wirkt, es sind ihr alle Glieder untergeordnet, aber nicht einem Gliede. Diese Einheit, welche in der Allgemeinheit besteht, ist das festeste Band, während die sinnliche Einheit, die alle Glieder einem Gliede unterordnet, nur eine seelenlose, äußerliche und materielle Einheit hervorbringt. Glieder ohne Seele sind todt, grade also die hierarchische Einheit tödtet die Kirche. Die Beispiele, welche die Clementinen anführen,

passen nicht, denn wenn die Menschen sich alle als frei und gleich berechtigt anerkennen würden, gäbe es keine Kriege, sondern man würde nach dem allgemeinen Menschenrechte die Streitigkeiten der Völker ausgleichen. Doch hören wir die im Voraus widerlegten Ansichten der Clementinen, welche heute noch viele Verfechter haben. „Weil viele Könige über die Erde gebieten, gibt es so häufig Kriege, denn jedem leiht die Herrschaft des Andern Vorwand zum Streite, ist aber das Ganze Einem unterthan, so fällt jede Veranlassung zum Streite weg.“ Natürlich, zwölf reiche Leute haben allerlei Anlaß zum Streite und Prozeß, zwölf blutarme können keinen Prozeß führen, nicht, daß sie einig wären, sondern weil sie die Mittel nicht haben. „Damit durch Alleinherrschaft der Friede auf immer befestigt werde, setzt Gott denen, die des ewigen Lebens gewürdigt sind, in jener Welt Einen als Herscher vor, Christus. Auch in der christlichen Kirche, deren Vorbild jene Welt, soll die Einheit Gottes dadurch gefeiert werden, daß Alle einem als Führer folgen. Dieser Eine ist der Bischof. Ihm kommt es zu, der Gemeinde den Weg zu weisen, der zur heiligen Stadt führt, er hat die Schlüssel. Damit dieß möglich sei, muß die Kirche, wie eine auf einem hohen Berge erbaute Stadt, eine Gott wohlgefällige Verfassung haben, muß demgemäß der Bischof in allem, was er spricht, gehört werden. Die Presbyter müssen seine Befehle vollziehen, die Diakone einhergehen, die leiblichen und geistlichen Bedürfnisse der Brüder untersuchen, und Alles dem Bischofe melden.

Man sieht in den unterschobenen Schriften, den Clementinen, sind bereits die Prinzipien der späteren Hierarchie genau enthalten und zwar schon um 130 nach Christus. Die hierarchische Verfassung der römischen Kirche reicht also wirklich in die Zeit der apostolischen Kirche zurück, sie ist ihrem Wesen nach schon in der judenchristlichen Gemeinde in Jerusalem, ihrem Prinzipe nach ist sie schon in der theokratischen Messiasidee der Pharisäer. Aus unserer ganzen Darstellung geht hervor, daß der Begriff der Erblehre, Tradition, von dem der Hierarchie gar nicht zu trennen ist. Soll die Kirche Gottes Willen vollstrecken,

muß sie ihn auch verkünden. Ihr theokratischer Charakter aber verlangt, daß man sie keinen Neuerungen und keinem Wechsel unterworfen glaube; — sie führt ihre Gesetze und Dekrete deßhalb auf den ersten Propheten und Stifter zurück und stützt sich auf erbliche Geheimlehre. Die ganze römische Erblehre von Concilien und Kirchenvätern geht, enthalten in einer todten Sprache, kaum in ein großes Zimmer von Folianten, — und doch kann die Kirche jeden Augenblick sich auf jedes Pünktchen dieser vielen hundert Folianten berufen. Wem wären sie nicht Geheimlehre, obwohl sie gedruckt und edirt sind? Wir finden in der modernen Hierarchie ganz denselben Respekt vor den Kirchenlehrern, wie bei den Pharisäern vor ihren großen Rabbinen, die zum Theil ja auch große Heilige waren. Mit der Lehre von der Hierarchie und Tradition kam ferner herüber aus dem Pharisäismus in die Kirche die Lehre vom Messias, als Sühnopfer, von der stellvertretenden Genugthuung, von der Kraft der Sakramente und Ceremonien, welche wir, wie oben in dem Abschnitte von der pharisäischen Dogmatik nachgewiesen, auch in der jüdischen Hierarchie finden.

Schlußbetrachtung.

Wir hätten also unsern Zweck erreicht, nachzuzeigen, daß in der sogenannten apostolischen Kirche, in der Zeit des reinen Christenthums, der unmittelbaren Jünger Jesu, welche, befangen in den Vorurtheilen ihrer Nation, ihren großen Meister nicht verstehen konnten, das Christenthum nur eine jüdische Sekte war, die sich, durch Jesus angeregt, angelegen sein ließ, das mosaische Gesetz reiner aufzufassen, als ihre Zeitgenossen. Wäre nicht Paulus so sehr von den Pharisäern wegen seines Abfalls angefeindet worden und dadurch in diametrale Opposition mit den Pharisäern gerathen, so wäre er vielleicht nie zu dem kühnen Gedanken fortgeschritten, das Christenthum, von allem Ritual-Nationalen gereinigt, zur Weltreligion zu machen; zur Religion der Menschheit. Letzteres aber gelang ihm nicht, weil er an zu viel Pharisäischem, z. B. der Auferstehung des Fleisches, fest hielt, und seine freisinnigeren Ansichten über die christliche Gemeindeverfassung verdrängt wurden durch die hierarchischen der Judenchristen. Nachdem diese einmal in Rom, der Hauptstadt, gesiegt, hatte die hierarchische Parthei die Oberhand, denn in den Provinzen nahm man allmählich die Verfassung der Hauptstadt zum Muster und trat mit ihr in Verbindung. So kam es, daß Cyprian († 257) sagen konnte, zu Rom sei die Hauptkirche (ecclesia principalis), von wo aus die priesterliche Einheit (unitas sacerdotalis) entstanden sei, d. h. von wo aus die freie Gemeindeverfassung verdrängt worden sei. Resultat ist also, daß die Constituirung einer wahrhaft christlichen Kirche nicht die apostolische, im jüdischen Einfluß befangene, zum Muster nehmen dürfe, sondern sich selbst aus dem christlichen Prinzip heraus gestalten müsse. Dieses ist aber nur dieß: daß die Menschheit die Familie Gottes sei, daß also die Humanität selbst göttlich und Geist sei, und ihr gemäß die äußere Verfassung sich ordnen müsse als freie Verbrüderung aller von gleichem Geiste Beseelten. Ist Christus in der Menschheit immer da, so

sind die Schranken auch nichtig, welche die Kirchen in Zeiten und Völkern trennen.

Da die Freiheit des Denkens und Gewissens die Grundbedingung der wahren Kirche Christi ist, welche nur den ewig waltenden Geist Gottes in den Menschen als Autorität erkennt, so muß nothwendig alle theoretische Festsetzung über das Bewußtsein der Individuen vom Göttlichen wegfallen, denn der Mensch denkt nur dann frei, wenn er lediglich den in der Vernunft eines Jeden gegründeten Gesetzen gemäß denkt. Mit andern Worten: in der freien Kirche fragt man gar nicht, was glaubst du? — sondern lediglich, erkennst du Christi Lehre von der Liebe als absolutes Gesetz des göttlichen Reiches der Menschen (des Himmels hier unten), als Gesetz deines Handelns an? Wir dürfen nicht fragen: vereinigst du dich im Glauben mit uns? sondern: vereinigst du dich im Handeln mit uns, denn das Christenthum ist Religion der That; nur dieses, nicht das theoretische des Glaubens, ist wahre Religion der Kinder Gottes.



